

Die Neue Welt.

Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

N^o 2.

1880.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In H. sten à 30 Pfennig.

• Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

[1879]

Dem Schicksal abgerungen.

Novelle von **Rudolph von B.**

(Fortsetzung.)

Der ehemalige Kolonialwaarenhändler Alster hatte indeß auch seinen Weg gemacht. Aus dem kleinen Kleinrämer hatten die vielen tausend armen Leute in seinem Stadtquartier bald einen großen Kleinrämer gemacht. Die armen Leute thaten das meist unbewußt und ganz unabsichtlich, der Herr Alster aber griff ihnen bei diesem für ihn so angenehmen Bemühen sehr bewußt und absichtlich unter die Arme.

Er war sehr billig mit seinen Waaren, der Herr Alster, das mußte man ihm lassen, und sobald er nur selber ein kleines Vermögen hatte, borgte er den armen Leuten „aufs Buch“ — in welches die entnommenen Waaren bis zur monatlichen, und bei vierteljährlichen ihren Gehalt beziehenden Beamten auch bis zur vierteljährlichen, Tilgung eingetragen wurden, — soviel sie wollten.

Wer durfte es ihm da verdenken, so philosophirte er, daß er sich für den geringen Verdienst und die kleinen Verluste, welche bei dieser Geschäftspraxis nicht ausbleiben konnten, von vornherein zu entschädigen suchte dadurch, daß er den Werth der Waaren durch allerlei Beimengungen und kleine, angeblich ganz harmlose Verfälschungen verringerte. Die armen Leute merkten ja zumeist keine Spur davon, fanden sie doch z. B. den Farin-zucker, den sie das Pfund bei ihm um zwei Pfennige billiger kauften, als bei den meisten seiner Konkurrenten, ganz ausgezeichnet und behaupteten sie doch, mit der Butter, welche sie bei Alster bekämen, reichten sie wenigstens noch einmal so lange, als wenn sie sie auf dem Markte gekauft hätten. Daß der Zucker nur zur einen Hälfte aus Zucker, zur andern aus Staub und geschmacklosen Abfällen aller Art bestand — kein Mensch dachte daran, und daß die Butter deswegen länger reichte, weil sie den verhältnißmäßig unverdorbenen Geschmacksorganen der Kinder minder behagte, als die unverfälschte Marktbutter, wer wäre auf den im Grunde recht naheliegenden Gedanken gekommen!

Genug — Herr Alster, der im Anfange seiner Krämerlaufbahn seine Kassenschublade und die Geldschwingen darin vor jedermanns Auge verborgen gehalten hatte, weil mit der Dürftigkeit ihres Inhalts nicht Staat zu machen war, verwahrte sie vor den Blicken der Neugierigen späterhin zwar nicht weniger sorgfältig, aber dann nur aus dem Grunde, weil er zu bescheiden, oder, gestehen wir's offen, zu vorsichtig war, um mit der Hochfluth jener schmutzigen, aber doch allbegehrten Scheidemünze, wie sie sich in seiner Kasse Tag für Tag anhäufte, den Reid und die Mißgunst zu erregen. Während ihm zu Anfang eine winzige Kassette, die seine Frau als Hochzeitsgeschenk erhalten, zur Aufbewahrung der

aus der Tageskasse zurückgelegten Gelder mehr als genügt hatte, sah er sich in ein paar Jahren genöthigt, einen eisernen Geldkasten anzuschaffen, dessen Inhalt ihm so theuer war, daß er ihn nicht nur stets mit einem diebes sichern Schlosse verbarrikadirte, sondern daß er den Kasten auch mit eisernen Klammern an den Fußboden befestigte.

So war der Herr Alster ungefähr fünfzehn Jahre Kolonialwaarenhändler und sechs Jahre Hausbesitzer gewesen, als ihn seine Mitbürger als Vertreter ihrer Interessen seiner vielseitigen Verdienste wegen in das Stadtverordnetenkollegium wählten.

Dort that Herr Alster sein Möglichstes. Er erfreute sich in hohem Grade der Gottesgabe, welche man ein gutes Mundwerk zu nennen pflegt, und glänzte in Folge dessen bald als großer Redebeld, zumal in der Stadtverordnetenversammlung viele treffliche Bürger saßen, die es im Schweigen selbst mit einem noch größeren Schweiger hätten aufnehmen können, als es der Generalfeldmarschall Molke ist; dafür aber in Reden wirklich recht schwach waren.

Und Erfolg hatte die aufreibende oratorische Thätigkeit, der sich Herr Alster hingab, gleichfalls ganz bedeutend; erstens für ihn, indem er in alle möglichen Kommissionen und Deputationen gewählt wurde und überall sein gewichtiges Wort schwer in die Waagschale der Entscheidung fiel, zweitens auch für seine Mitbürger in der Obervorstadt, in deren Interesse er für Pflasterung und Beleuchtung einer ganzen Reihe von Straßen sorgte, die im Sommer der Wüste Sahara geglichen und im Frühling und Herbst, meist auch im Winter, eine auffällige Aehnlichkeit mit den pontinischen Sümpfen gezeigt hatten. Sehr häufig wußte er den Vortheil seiner Mitbürger und seinen eigenen in beinahe genialer Weise gleichzeitig wahrzunehmen; so z. B. als eine neue Verbindungsbahn zwischen dem Hauptbahnhof in der Altstadt und dem Güterbahnhof jenseits der Obervorstadt gebaut werden sollte. Da bewies denn Herr Alster in der Stadtverordnetenversammlung in einer Rede, die allgemein als ein Meisterstück populärer Beredsamkeit bewundert wurde, von wie ungeheurer Wichtigkeit es für die ganze Stadt, ebenso wie für die Eisenbahngesellschaft, für das gesammte reisende und seine Frachtgüter auf der Eisenbahn verweilende Publikum nicht minder als für den Staat, ja sogar für den Kulturfortschritt der Menschheit war, daß die Verbindungsbahn quer durch die Obervorstadt hindurch gelegt würde. Und richtig! Die klugen Kollegen in der Stadtverordnetenversammlung sahen es ein und beschloßen, ihre Genehmigung zu dem Bau der

Verbindungsbahn nur dann zu urtheilen, und der Eisenbahngesellschaft zur Erwerbung des für die Strecke nöthigen Grund und Bodens nur dann behilflich zu sein, wenn der Bahn die von Alster vorgeschlagene Richtung gegeben würde.

Da nun die Väter der Stadt in der technischen Direktion der Eisenbahn gute Freunde und getreue Nachbarn sitzen hatten, die nach dem Grundsatz „eine Hand wäscht die andre“ zu den aufopferndsten Freundschaftsdiensten immerdar bereit waren, so geschah, wie Alster vorgeschlagen und die Stadtverordneten beschloffen: die Verbindungsbahn ging durch die Obervorstadt deren ganzer Länge nach, und die Eisenbahngesellschaft hatte das Vergnügen von dem Magistrate den Grund und Boden von Straßen und Plätzen und von den Bürgern 50—60 Haus- und Gartengrundstücke käuflich zu erwerben, für die sie im ganzen nicht viel mehr zu bezahlen brauchte, als das doppelte des Preises, den dieselben bis dahin werthgeschätzt worden waren.

Bei dieser wunderbaren, aber wie Herr Alster behauptete, „in der segensreichen Natur des modernen Wirthschaftslebens tiefbegründeten Steigerung des Nationalreichthums“ ging Herr Alster selber, wie sich gebührte, nicht leer aus. Auch sein Grundstück konnte die Eisenbahn nicht umgehen, und grade bei ihm, dem trefflichsten Medner und Nationalökonom des Stadtverordnetenkollegiums manifestirte das moderne Wirthschaftsleben seine segensbringende Macht in eklatantester Weise; denn sein Haus, welches er bislang selber nicht viel höher als auf 7000 Thaler taxirt hatte, konnte er plötzlich, als es die Eisenbahnverwaltung ankaufen wollte, beim besten Willen nicht unter 20,000 Thaler lassen. Er hatte über Nacht die Entdeckung gemacht, daß sich an der Stelle des kleinen Gärtchens hinter dem Hause ein sehr rentables Hinterhaus bauen und daß dieses sich verbinden lasse mit dem Vorderhause durch ein nicht minder rentables Seitengebäude, — also, daß er der Eisenbahn wahrhaftig noch ein Geschenk machte, als er ihr zu Liebe auf diese seine schönen Zukunftspläne für das mäßige Sümmechen von 10—12,000 Thaler Verzicht leistete.

Fortan hatte sich Herr Alster ganz dem Gemeinwohl gewidmet. Die Beaufsichtigung des Kolonialwaarenhandels, bei dem er die aktive Thätigkeit am Syrupsfasse und dem Buttereimer längst aufgegeben, raubte ihm zu viel Zeit und entschädigte ihn für den Aufwand seiner geistigen Fähigkeiten lange nicht mehr nach Gebühr. Größere und viel Erfolg versprechende Gebiete hatten sich vor seinem geschäftsverständigen Auge geöffnet. Was gab es in der Zeit glänzenden, wirtschaftlichen Aufschwunges z. B. nicht alles zu thun an jenem herrlichen Institut, welches die Börse genannt wird! Wie konnte man da durch Bethheiligung an allen möglichen Aktienunternehmungen Verkehr und Handel, Industrie und Ackerbau auf die Beine helfen!

Und auch diese gemeinnützige Beschäftigung trug Herrn Alster reichen Lohn ein. Zwei Jahre nach dem Verkauf seines alten Grundstücks in der armen Obervorstadt hatte er sich ein Haus in der noblen Thalvorstadt gekauft, und ein Jahr darauf mußte er, wieder um mit seiner kostbaren Zeit zu sparen, die ihm bei seiner immer vielseitiger sich gestaltenden Thätigkeit immer mehr zu fehlen begann, Equipage anschaffen, u. s. w. Es war eben aus dem kleinen Krämer, wie alle Welt wußte, ein großer Geldmann geworden, der Geld wie Heu, Ansehen und Einfluß wie ein kleiner Fürst und Selbstbewußtsein zum allerwenigsten wie ein Halbgoth besaß.

Aber er besaß noch etwas, der reiche, angesehene und stolze Herr Alster, und dieses Besitzthum wäre einem andern vielleicht mehr werth gewesen, als all' das übrige zusammengenommen. — Er nannte ein bildhübsches, grundgescheites und wirklich unverdorben herzensreines Töchterlein sein, ein blondes Mädchen von jetzt fünfzehn Jahren, die denn auch, wie es gar nicht anders sein konnte, des Vaters ganzes Herz erobert hatte, so weit nur bei dem weltersfahrenen, geschäftsverwöhnten Manne von so einem Dinge, als ein Herz es ist, überhaupt noch etwas übrig war.

Dieses Töchterlein, Wanda Alster mit Namen, war die Spielgefährtin Fritz Lauters, des Buchdruckergehilfen, gewesen im alten Hause in der Obervorstadt. Er hatte es sehr lieb gehabt, der zehnjährige kräftige Bursch' mit dem guten und getreuen Herzen, das fünfjährige blondlockige Ding, welches so schwach und gar manchmal den Mißhandlungen der Straßenjungen ausgesetzt war die ihren albernen Spott trieben über ihre schönen „krummen“ Haare und ihre zarte, weiße Haut, die so garnicht auf die sonnenbebrütete Straße und eigentlich auch nicht in die Familie Alster hineinpaßte. Und wie sie an ihm gehangen, die kleine Wanda an dem großen Fritz, der mit seinen langen Armen und derben

Fäusten jedesmal püffestroh und prügelmächtig zu ihren Gunsten intervenirte, wenn sie die barfüßigen Jungen der Obervorstadt an den Locken zerrten und die losen Straßenmädel „Weißtage“ schimpften. Das war nun allerdings schon anders geworden, als Herr Alster zum Hausbesitzer avancirt war. Da durfte Wanda nicht länger, so wie früher, den halben Tag lang auf der Straße spielen und umherlaufen; die Gassenfinder waren natürlich auch nicht mehr anständige Spielgenossen für Herrn Alsters Tochter. Nur hinter dem Hause, in Hof und Garten durfte sie sich tummeln und mit den Kindern im Hause, besonders denen des Obersteuereintnehmers, konnte sie noch spielen. — Aber ihr war das auch genug, besonders, wenn der Gymnast Fritz zu Hause und von seinen fürchterlich gelehrten Schularbeiten nicht immerfort in Anspruch genommen war. Dann lehrte er die kleine Wanda allerlei nützliche und ergöglische Sachen; er zeigte ihr, wie man aus Papier schöne Lichtmanchetten ausschneiden könne, wie man durch künstliche Zusammenfaltung eines Papierbrettes Schiffe, Sterne, Rützen und alles erdenkliche andere mache; wie man aus Papp und buntem Glanzpapier reizende Kästchen zusammenkleistern und aus Cigarrentisten große Segelschiffe bauen könne, und noch viel des Schönen und Brauchbaren mehr. So war es geblieben bis Fritz Lauter, gezwungen die hochfliegenden Hoffnungen auf eine glänzende Zukunft als Bruder Studio und später gar als Doktor und Professor aufzugeben, in die Lehre kam.

Dann war er den ganzen Tag, von früh um halb sieben Uhr bis abends gegen acht Uhr von Hause abwesend gewesen; es war ihm also für seine kleine Spielgefährtin fast gar keine Zeit übrig geblieben, und kaum war er ein Jahr in der Lehre, so verkaufte Herr Alster sein Haus zum Abbruch an die Eisenbahngesellschaft und zog ins Thal, wie die vornehme Vorstadt kurzweg genannt zu werden pflegte, während Frau Lauter mit ihren Kindern weiter hinauszog in die Obervorstadt, wo es noch kleinere Häuser und billigere Wohnungen gab. Seit dieser Zeit hatte Fritz die kleine Wanda nur noch zwei oder dreimal gesehen. Einmal hatte er bei Herrn Alster im Auftrage seiner Mutter Besuch gemacht. Die kleine Wanda kam ihm, wie immer, in kindlicher Herzlichkeit entgegen und freute sich, daß ihr die Thränen in die dunkeln Augen traten, über das Wiedersehen. Auch Herr Alster war nicht unfreundlich, aber er war so vornehm geworden, er erkundigte sich mit so kühlem Wohlwollen nach dem Befinden von Frizens Mutter, er meinte, Fritz hätte gar nichts besseres thun können, als Buchdrucker zu werden — kurz, er benahm sich und sprach so, daß es Fritz garnicht wohl wurde in der Nähe des Mannes, der ihm und den seinen, wie er fühlte, jetzt fern, ganz unendlich fern stand. Dazu kam die für Fritz unerhört prächtige Ausstattung der Wohnung: die dicken Teppiche auf dem Fußboden, die den Tritt bis zur Unhörbarkeit dämpften, und die kostbaren, hellleuchtenden Möbelstoffe — das alles war ihm so ungewohnt, kontrastirte so grell mit der ärmlichen Ausstattung der Behausung seiner Mutter, daß es den munteren Burschen fast beängstigte.

So gern Fritz auch seine kleine Freundin recht oft wieder gesehen hätte, konnte er sich doch nicht überwinden, noch einmal das schöne Haus im Thal zu betreten, zumal Herr Alster ganz vergessen hatte, ihn dazu einzuladen. Ein paarmal begegnete er Wanda dann noch im Laufe der nächsten Zeit auf der Straße und wechselte mit ihr einige freundliche Worte, aber sie waren einander doch allmählich auch fremder geworden und die alte Kinderfreundschaft schien nur im Gedächtniß und nicht mehr im Herzen aufbewahrt bleiben zu sollen.

Als dann Fritz in die Fremde gegangen war, hatte er das kleine blonde Mädchen fast auch aus der Erinnerung verloren, und es wäre wol überhaupt nur dann, wenn er mit seinen Gedanken in seine Kinderzeit zurückkehrte, vor seinem Geistesauge flüchtig emporgetaucht, und auch dann nur als ein freundlich lächelnder Schatten ohne feste Gestalt und bestimmte Umrisse, wenn nicht urplötzlich jenes Ereigniß eingetreten wäre, welches neulich in der Druckerei von Sandersberg u. Komp. so großes Aufsehen erregt hatte.

Wanda Alster war, wie fast täglich, in ihrer eigenen kleinen Gondel, die ihr der zärtliche Vater zum Geburtstag geschenkt hatte, allein auf dem Schloßteiche spazieren gefahren und im Begriff gewesen, die Gondel an einer buchungebenen, einsamen Uferstelle zu verlassen, wo das Schifflein an einen Pflock angeschlossen zu werden pflegte, — als sie ganz unerwartet und plötzlich die Gestalt eines jungen Mannes auftauchen sah. Ein wenig erschrocken wich sie einen Schritt zurück, trat dabei auf den Rand der Gondel

— dieser gab nach — Wanda wankte und fiel mit lautem Aufschrei ins Wasser.

Hatte Fritz Lauter schon aus dem Gesicht der ihm eben so unvermuthet gegenübertretenden Mädchenerscheinung ein bekannter Zug entgegengelenkt, so klang ihm die Stimme gar wohlvertraut an das Ohr. Aber der Unfall des jungen Mädchens ließ ihm nicht Zeit zur Ueberlegung, wo und wann im Leben ihm dasselbe schon begegnet sein könnte.

Mit einem einzigen Rucke hatte er Hut und Rock abgeworfen und war, wenn auch nicht gespornt, wie Herr Därmig behauptet hatte, so doch in der That gestieft ins Wasser gesprungen. Das Rettungswerk hatte gar keine Schwierigkeiten gehabt. Wanda war nach einmaligem Untertauchen sofort wieder über Wasser gekommen und hatte sich an die Gondel anklammern können. Hätte Fritz mit Ruhe die Situation überschaut, ehe er sich dem Mädchen nachgestürzt, so würde er eingesehen haben, daß er die Gondel erreichen und sie mit Wanda ans Ufer ziehen könnte, ohne nur einen Finger naß zu machen. So hatte er — nicht minder kurzen Prozeß machend — ihre Taille umschlungen und war mit einer einzigen Schwimmbewegung wieder am Ufer gewesen. Für ein Salondämchen wäre es nach solch einem, im Grunde kleinen Unglück nummehr die höchste Zeit gewesen, graziös in Ohnmacht zu fallen. Wanda war aber auch im Salon ihres hoch emporkommenen Vaters die ursprüngliche Natürlichkeit nicht abhanden gekommen; sie dachte an keine Ohnmacht, sondern schaute, nachdem sie rasch den ersten Schrecken überwunden hatte, ihrem jungen Retter hell und dankbar ins Auge, ohne Acht darauf, daß er sich eigentlich viel mehr Mühe um sie gegeben, als es unbedingt nöthig gewesen wäre. Und da — wie ein Jubelruf quoll es über ihre frischhen Lippen, wie die herzensefrohe Begrüßung eines langentbehrten, heiß ersehnten Freundes:

„Fritz, lieber, lieber Fritz!“ Und Fritz schlug ein in die kleinen Hände, die sich ihm entgegen streckten, denn auch er hatte die Jugendgespielin erkannt und auch ihm war das Herz aufgegangen in der Freude unverhofften Wiedersehens. Seine ganze Kindheit hatte sich wie mit einem Schlage wieder vor ihm aufgethan, als er ihre Stimme hörte, ihr in die dunkelblauen Augen schaute und diese kleinen weißen Hände in die seinen schloß.

Freilich konnte er sich dem Glücke, das ihn so plötzlich überkommen, nicht länger als einen Augenblick hingeben. Wandas und seine Kleider trocken von Wasser, und nur sein im Ufergrase liegen gebliebener Rock bot für die erstere eine trodne Umhüllung. So liefen sie denn ohne ein Wort mit einander zu reden, aber Hand in Hand, wie sie es als Kinder immer gethan, so rasch als es gehen wollte, nach der kleinen Hinterpforte des parkähnlichen Gartens, dessen üppige Vegetation Herrn Alsters schönes Haus von allen Seiten umwogte. Im Garten trafen sie auf die Verwalterin und Repräsentantin des Alsterschen Hauswesens, die ziemlich bejahrte Wittve eines Arztes. Das Entsetzen der gutmüthigen und ihrer Pflgetochter von ganzem Herzen zugehauenen Frau über den Anblick, den Wandas durchnäßte Toilette bot, ließ sich durch des jungen Mädchens eifrige Versicherung, daß sie sich ganz wohl fühle und der ihr zugestohene

Unfall ohne Bedeutung sei, nicht beschwichtigen. Sie dankte Fritz in flüchtigen Worten für sein tapferes Verhalten und drückte eben so hastig ihre Freude darüber aus, daß es grade einem Kindheits-Freunde ihres Schütlings vergönnt gewesen sei, diesen aus dem gefährlichen Elemente zu retten; dann aber empfahl sie Fritz der Obforge eines auf ihren Ruf herbeigeeilten Dieners und führte Wanda fliegenden Schrittes nach deren Schlafgemach.

Dann nur noch einen letzten dankenden Blick und die zärtliche Bitte: ja, ganz bestimmt in den allernächsten Tagen sie und Papa, der heute verreist sei und ihn auch noch in sehr freundlichem Gedächtniß habe, zu besuchen, und Wanda war vor den an der lieblichen Mädchengestalt wie gebannt hastenden Blicken uneres Fritz verschwunden. Der Diener, welchen die Frau Doktor — den Namen der Verwalterin, Winter, ersparten sich die Hausgenossen gewöhnlich — mit Fritz allein zurückgelassen, war eine brave Haut und in seinem Benehmen ein wenig besser, als man die echten Bedienten seelen zu schildern pflegt. Er kannte nicht, wie diese seine Durchschnittscollegen, nur zwei Sorten Menschen — solche, die sie für höher gestellt als sie selber anerkennen müssen und denen sie deswegen in tiefster Demuth ersterbend gegenübertreten, und solche, denen sie eine höhere Stellung nicht zuerkennen und die sie, gewissermaßen zur Entschädigung für jenen Demuthszwang, nach Möglichkeit grob, malitios und niederträchtig behandeln.

Die Menschenbeurtheilung und Behandlung Augusts — Herr Alster nannte ihn, seit er heimlich die Toussaint-Langenscheidtschen Unterrichtsbrieft, im allgemeinen ziemlich vergeblich, studirt hatte, Dhschüß — zeigte sich vielseitiger und humaner. Den Höhergestellten nahte natürlich auch er ungeheuer respektvoll, aber die nicht Höhergestellten schied er in zwei Klassen — in solche, die er als sich selbst gleichberechtigt betrachtete und denen er ungeheuer gemüthlich entgegenkam, und in die andern, deren materielles Untergeordnetsein ihm gar zu grell in die Augen fiel, und die er denn auch vermöge seines hochentwickelten Würdegefühls nur sehr von oben herab zu traktiren vermochte.

Fritz Lauter war imponirt ihm, obschon das gnädige Fräulein denselben höchst befremdlicher Weise mit du angeredet hatte, keineswegs als ein vom Schicksal besonders bevorzugter Mensch, aber so halbwegs gleichberechtigt kam er ihm doch vor.

Daher wollte er ihn mit aller Gewalt in sein Souverainzimmerchen schleppen, ihm seinen schönen wattirten Schlafrock anziehen — welches vortreffliche Kleidungsstück er sich selber täglich nach 10 Uhr Abends, wenn nicht zufällig Besuch bei seiner Herrschaft war, zu seinem besondern Behagen anthat — und mit ihm ein paar Glas steifen — Grog nämlich — zur Stärkung und Erwärmung, auch seiner eigenen solcher Labe stets bedürftigen Person, schlürfen.

Fritz Lauter aber schlug alles dies aus; nur die Droschke ließ er sich gefallen, die der brave August schließlich zu seiner Heimbeförderung herzuwies, und eine wollene Pferddecke, in die er ihn, wie eine Mutter ihr Kind, sorglich einwickelte, und dann fuhr er ohne Aufenthalt, seltsam erregt und bewegt, nach Hause.

(Fortsetzung folgt.)

Das Leben der Erde.

Von E. Fehleisen.

(Fortsetzung.)

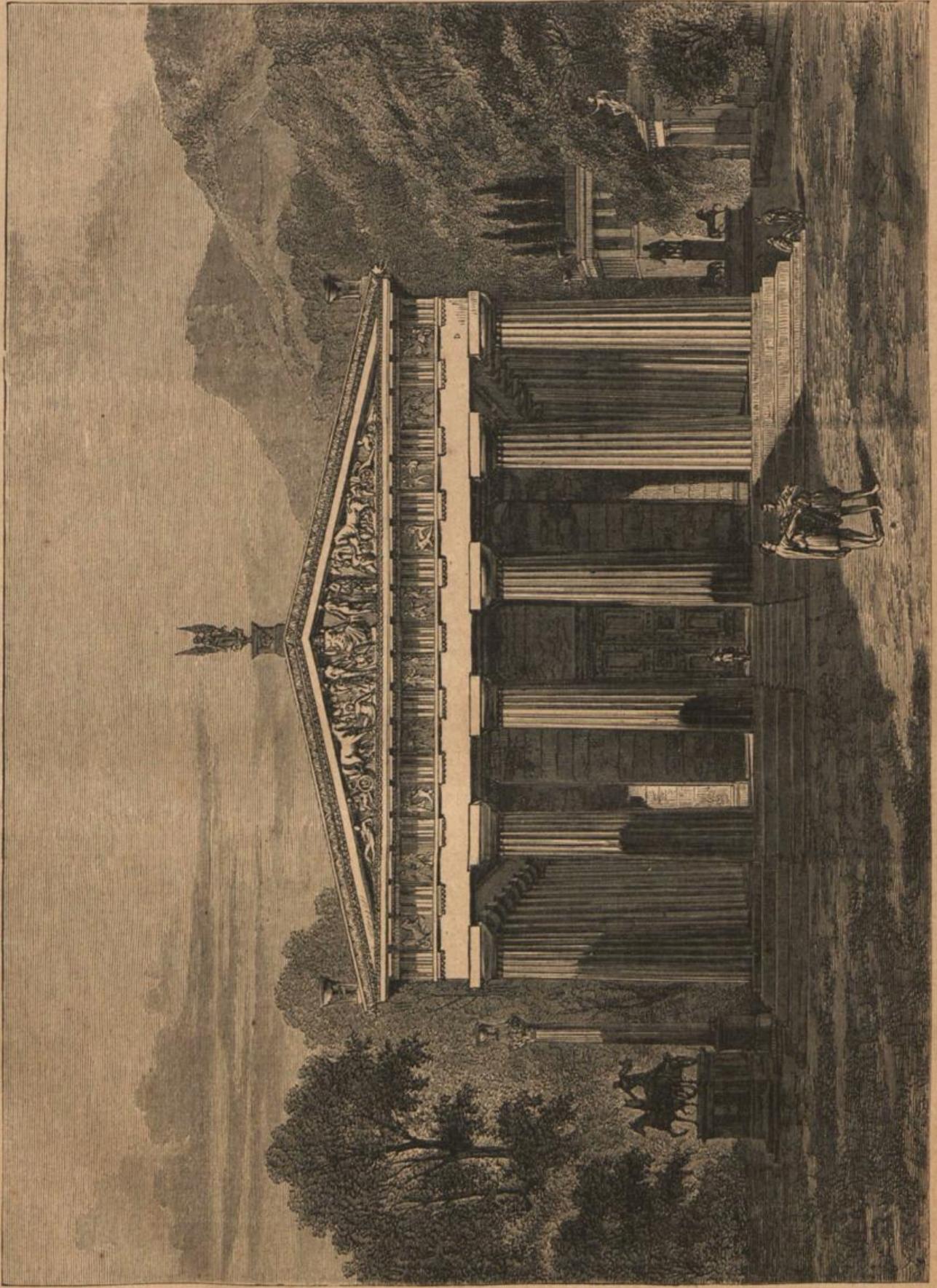
Von dieser schimmernden Vegetation der Gnomen und Zwerge sagt Quenstedt: „Da, wo Griechen die lebensmüden Schatten der Unterwelt hinsetzten, dämmert, abgewendet vom Lichte, die erste Morgenröthe der organischen Schöpfung; die todte Substanz kämpft gegen das mechanische Gesetz der Schwere, sie wächst zu Formen, die wir Kristalle nennen. Natur macht keine Sprünge, sondern vermittelt soweit es nur möglich ist, und Kristalle bilden die Brücke, welche das Todte mit dem Lebendigen verbindet, auch sie entstehen, wachsen und vergehen. Vieles hat sich in der Vorzeit gebildet, was heute die Erde nicht mehr hervorbringen kann, manche Edelsteine und Kristalle gibt es, deren Entstehungsbedingungen ebenso räthselhaft sind und ebensoviele aufgehört haben, wie die mancher vorweltlichen Thiere, andre bilden sich noch heute und wachsen im Erdchoße durch Jahrhunderte fort, wie Bergkristalle, Stalaktiten, Erze und selbst gebiegene Metalle.“

Die mineralischen Substanzen, welche sich aus ihren wässrigen Lösungen weder in Hohlräumen des Erdinnern, noch bei dem Austritt der Quellen an die Tagesoberfläche abscheiden, werden den Bächen und Flüssen und von diesen dem Meere zugeführt; ihre Quantität erscheint auf den ersten Blick sehr unbedeutend, stellt sich jedoch in ihrer wahren Größe dar, sobald man die enormen Wassermassen in Betracht zieht, welche stetig dem Ozean zufließen. Da Flüsse wie der Rhein, die Donau, die Rhone und die Elbe mindestens $\frac{1}{8000}$ mineralische Substanzen in aufgelöstem Zustande enthalten, so führen sie dem Meere in 8000 Jahren soviel zu, als das Gewicht ihrer jährlichen Wassermasse beträgt, — genügende Mengen, um im Laufe längerer geologischer Zeiträume das Material der mächtigsten Kalkstein- und Gypsformationen zu liefern. Im Meerwasser selbst sind bis jetzt, abgesehen von Sauerstoff und Wasserstoff, sowie organischen Substanzen, ungefähr 30 der



1545

: HANS SACHS N. ALER. 5



Der Zeustempel in Olympia in seiner ursprünglichen Gestalt. (Seite 22.)

bekanntesten Grundstoffe nachgewiesen worden, von diesen sind Chlor, Schwefel, Calcium, Kalium, Natrium und Magnesium die wesentlichsten und betragen 3,5 bis 3,65 Prozent desselben.

Der Gehalt desselben an festen Bestandtheilen ist ein konstanter und schwankt nur lokal infolge der ungleichen Verdunstung, der Schmelzung großer Eismassen in den Polarzonen und des Zuflusses großer Ströme. Ein bedeutender Unterschied besteht zwischen dem Salzgehalt des Ozeans und demjenigen solcher Binnenmeere, welche zwar Zuflüsse, aber keine Abflüsse besitzen und sich der zufließenden Wasser nur durch Verdunstung entledigen; infolge davon konzentriren sich nach und nach die ihnen in starker Verdünnung zugeführten Mineralsubstanzen, wie dies namentlich im großen Salzsee in Nordamerika und im todtten Meere der Fall ist.

Wie erfolgreich das Wasser seiner Aufgabe nachkommt, dem Innern der Erdrinde Material zu entziehen, ergibt sich nicht allein aus der Quantität seiner Abflüsse und des mineralischen Gehaltes des Fluß- und Meerwassers, sondern in augenscheinlicher Weise aus dem Massenverluste des Gebirgsinnern selbst, ferner aus dem Einflusse dieser Volumverminderung auf die Lagerungsverhältnisse der über den betroffenen Punkten liegenden Schichten, sowie auf die Gestaltung der Erdoberfläche. Die auffälligsten dekarigen Erscheinungen sind Bildungen von Höhlen und infolge des Zusammensturzes derselben Erdschütterungen, Schichtenstörungen und Erdfälle. Zahlreiche lokale Erdbeben, wie sie fast oder gypsreiche Gegenden heimsuchen, scheinen durch derartige Einstürze und Senkungen erzeugt zu werden. Hierher dürfte das Erdbeben des Visp-Thales in Wallis im Juli und August 1855 zu rechnen sein, welches über einen Monat andauerte und die Bildung von Spalten in anstehenden Gesteinen, in Kirchen und Häusern, den Einsturz von Mauern und das Herabrutschen von Felsmassen zur Folge hatte. Da in jener Gegend nicht weniger als 20 gypsführende Quellen bekannt sind, deren jede dem Erdboden im Laufe eines Jahres über 200 Kubikmeter Gyps entzieht, so liegt es nahe, in der massenhaften Entführung dieses Gesteines und den dadurch bedingten Einstürzen die Ursache dieses wie zahlreicher anderer Erdbeben zu suchen, deren im Laufe der letzten anderthalb Jahrhunderte in der Schweiz 1019 beobachtet wurden. Auch das von Höhlen und Grotten total unterminirte Karstgebiet gehört zu den am meisten von Erdbeben heimgesuchten Gegenden, so daß man diese Erdschütterungen nur dem Einsturz solcher Hohlräume zuschreiben kann.

Eines der lehrreichsten und großartigsten Beispiele der erodirenden, d. h. zersetzenden und zerstörenden Thätigkeit des Wassers liefert die Elbe; das Labyrinth von grotesken Felsmassen wie sie die sächsischen Schweiz bilden, war ursprünglich eine monotone Ebene von horizontal liegenden Sandsteinen und dehnte sich im Niveau des Königsteines und Liliensteines gleichförmig aus. Auf diesem Plateau strömte die Elbe, damals augenscheinlich noch der Abfluß eines böhmischen Seebeckens, und stürzte sich ungefähr in der Gegend von Pirna über den steilen Rand des Sandstein-territoriums, welches sich dort aus dem Flachlande erhebt. Ihre Bogen unterwühlten das Gestein, es brach zusammen, der Wasserfall rückte stromaufwärts und zog sich unaufhaltsam mehr und mehr in das Sandsteinplateau hinein, bis er dieses ganz durchschnitten hatte und bis oberhalb Tetschen der letzte Damm des böhmischen Elbsee's zusammenstürzte und der See sich durch die tiefe Schlucht entleerte. Das neue Bett der Elbe liegt über 270 Meter tiefer als das ursprüngliche. Durch diese Niveauveränderung

erhielten auch die Nebenflüsse des Hauptstromes neue Gelegenheit zur Ausübung ihrer Kaltthätigkeit, ihre früher nur oberflächlichen Wasserläufe schnitten sich tief in den Sandstein zu jenen Schluchten ein, welche sich heute in labyrinthischem Gewirr zwischen den unberührt gebliebenen Felspartien, den Ruinen eines zerstörten Landstriches, hindurchwinden.

Ähnliche Beispiele bieten die Niagarafälle, welche jährlich um circa $\frac{1}{3}$ Meter rückwärts schreiten und nach der Berechnung Hall's und Lyells in 70,000 Jahren den Erie-See erreicht haben, mithin verschwunden sein werden; die sog. Kanons des Colorado und anderer Flüsse in den Hochebenen Kaliforniens und Neu-Mexikos; der Rheinfall bei Schaffhausen, der endlich die Jurakalkbänke bis zum Bodensee durcharbeiten und dann den Bodensee entwässern wird. Wie schnell das Wasser arbeiten kann, beweist eine durch den Simeto in Sizilien verursachte Schluchtenbildung; dieser Fluß wurde im Jahre 1603 bei einem Ausbruch des Aetna durch einen Lavaström abgedämmt. Jetzt, nach $2\frac{1}{2}$ Jahrhunderten, hat er sich durch den harten Basalt bereits einen Kanal von 20 bis 35 Meter Tiefe und 12 bis 18 Meter Breite gewühlt.

Sehr häufig erhöhen aber auch die Ströme ihr Bett, namentlich dort, wo die Flüsse aus Gebirgen in die Ebene treten und die bis dahin starke Neigung der Flußbette und deshalb die Stromgeschwindigkeit und Transportfähigkeit der Gewässer eine geringere wird. Die Gerölle setzen sich ab und infolge dieser Ablagerungen erhöhen die Ströme allmählich ihr Bett, versanden, brechen über ihre Ufer aus und graben sich ein neues Bett. Um dies zu verhüten und sich und ihre Fluren vor derartigen Ueberschwemmungen zu sichern, dämmen die Bewohner der Stromthäler die Ufer der Flüsse ein und erhöhen diese Dämme in demselben Verhältnisse, in welchem sich der Boden der Ströme erhebt; so ereignet es sich, daß nicht nur der Spiegel der letzteren, sondern sogar der Grund des Flußbettes allmählich ein höheres Niveau erhält, als die beiderseitigen Thalebenen. Dies ist z. B. beim Po der Fall, welcher sich im Laufe der Zeit so sehr über die Niederung erhoben hat, daß jetzt das Niveau der Stadt Ferrara unter dem des nahen Po-Bettes liegt.

Dort, wo die Flüsse ihre Wassermassen in Seen oder in das Meer ergießen, bilden sich unter gewissen Bedingungen durch den Abfluß mechanisch fortgeführten Gesteinsmaterials sog. Delta's. Diese bestehen aus abwechselnden Sand-, Kies- und Lehmlagen, welche eingeschwennte Reste von Pflanzen, Land- und Süßwasserthieren einschließen und z. B. regelmäßige, zum Theil aber auch, namentlich bei an Hochfluthen reichen Strömen höchst verworren gelagerte Schichten bilden. Deltabildungen setzen einen flachen, wenig geneigten Meeresgrund an den Flußmündungen voraus, welcher durch einen Uferwall von dem offenen Meere geschieden ist. Dadurch werden Lagunen gebildet, in welche vom Flusse Sand, Schlamm und schwebende Theilchen geführt und dort in ähnlicher Weise wie in einem ruhigen Binnensee abgelagert werden. Durch fortgesetzte Niederschläge werden die Lagunen allmählich ganz oder theilweise ausgefüllt, so daß sich der neugebildete Boden im Laufe der Zeit über das Meeresniveau erhebt und ein flaches, von sich verzweigenden Flußarmen durchfurchtes und feichte Seen, die Ueberreste der Lagunen, umfassendes Land bildet. Die bedeutendsten Delta's sind die des Rheines, der Rhone, des Po, der Donau, des Nil, des Ganges und des Mississippi.

(Schluß folgt.)

Das ältere deutsche Lied in seiner politischen Bedeutung.

Literarhistorische Skizze von W. Dittig.

(Fortsetzung.)

Mächtig aber arbeitete diese Zeit vorwärts auf dem Gebiet der schönen Form, welche bis tief ins 13. Jahrhundert hinein aller diesen Erzeugnissen eigen ist. Die Dichter, meist mittellose, unbegüterte kleine Adelige, bieten häufig ein nicht gerade anmuthiges Bild literarischen Parasiten- und Hoffschranzenhums, welches nach Belehrung, Unterhalt, Speis und Trank, ja sogar nach abgelegten Röcken und Mänteln hascht, wofür sie den Preis ihrer Götter in die Lande hinausposaunen. Boten und niedere herumziehende Säger, „fahrende Leute“, trugen diese Lieder in anderer Herren Länder und machten — öffentliche Meinung.

Zu solcher Mäcenaten- und Beschützerrolle zeichneten sich besonders der Thüringer und der Wiener Hof unter den babenbergischen Herzögen aus; mit Rudolph dem Habsburger änderte sich das freilich, er schlug aus der Art und ein Zeitgenosse, der bürgerliche Dichter Meister Stolle, rühmt ihm zwar alle möglichen Mannes- und Herrschertugenden nach, in jeder Verszeile aber fehlen regelmäßig, wie das *ecorum censeo* des alten Caton, die Worte wieder: „aber er gibt nichts!“

Die Säger forderten eben Gaben als ihr gutes Recht und diese Anschauung hatte ihren inneren historischen Grund in dem

alten Gefolgschafts- und Lehnswesen, wo auch die Parole galt: Kein Geld, kein Schweizer. Weiß Brot ich eß, des Lied ich sing. Ganz wie bei unserer heutigen Presse. Damals war die Sache nur nicht ganz so unsittlich: sehen wir doch selbst Walthers von der Vogelweide, der als sittlicher Charakter sicher eben so hoch zu stellen ist wie als Künstler, diesem Grundsatz zum Theil huldigen.

Walthers, der 1160—1230 lebte, kann uns als Beispiel solcher fahrender Sänger dienen. Seine politischen Lieder geben den reichsten und herrlichsten Stoff für eingehendere Untersuchung und Schilderung. Wohl preist auch er die Milde, d. i. Freigebigkeit einzelner Fürsten, tadelt aber doch das tolle Treiben der mittelalterlichen Geniewirtschaft am thüringer Hofe bei dem Landgrafen Hermann (regierte 1195—1215). Dabei behielt er aber immer das Ganze im Auge und klagte über die heillose Verwirrung und Schwäche des deutschen Reiches; bei tiefer Religiosität kämpft er männlich gegen des Papstes Anmaßung und die Peterpfennigbrandschätzung, gegen den damals schon verrotteten Klerus, seine Gleißnerei und Weltlichkeit, ja selbst den Engeln, den Heerschaaren des Himmels, kündigt er Felde und versagt ihnen seinen Lobpreis, so sie, die die Macht dazu haben, sich der Christenheit nicht annehmen wollen.

Auch redet er den Großen der Welt mit männlich biederen und derben Worten ins Gewissen und allem Volk legt er Hochachtung vor Ehre, Zucht und Sitte ans Herz. Walthers feierte dankbar Herzog Friedrich von Oestreich, den älteren Sohn Leopolds IV., der ihm viel gewesen zu sein scheint. Da Friedrich starb (1198 auf der Kreuzfahrt) drückte er, wie er selbst singt, seine Kraniche (Schnabelschuhe) tief in die Erde, da schlich er wie ein Fäu und das Haupt hängt er nieder bis auf die Knie. Darnach tritt er kräftig ein für Philipp von Schwaben, dessen Krönung (1198) er hocherfreut verherrlicht und ihm guten Rath ertheilt. Er rügt freilich an ihm zu geringe „Milde“: „Königes Hand soll löcherig sein“; und dabei wird an Sultan Saladin, diesen merkwürdigen orientalischen Fürst erinnert, der mit seinen klösterlichen Mitteln so wohlthätig schaltete, daß bei seinem Tode nicht Geldes genug in der Schatulle war, um ihn zu bestatten. Des Landgrafen Hermann von Thüringen war schon gedacht. Im Streite zwischen Otto IV. und Friedrich II., erst Otto dann Friedrich zufallend (weil er ungeachtet und unbelohnt blieb in des ersteren Diensten), schildert er jenen den bösesten Mann und schlägt sich auf die Seite des zweiten. Der wandernde Dichter sehnt sich nun endlich nach festem Sitz, nach einem Reichthum, das er auch nach langem Hoffen von Friedrich II. im Jahre 1220 erhält. Den Papst Gerbert, als Nachfolger Petri Sylvester II. genannt, tadelt er heftig wegen weltlicher Macht, Anmaßung und Auszangung der deutschen Lande und wegen Mißbrauches und Bestechlichkeit in der geistlichen Gerichtsbarkeit, in geistlichen Lehns- und anderen Streitigkeiten, Rügen, die tausendfachen Widerhall erweckten und nicht wirkungslos blieben.

Den Kaiser Friedrich mahnt er zum Kreuzzug, vielleicht hat der Dichter den Zug vom Jahre 1228 selbst mitgemacht; ein ander mal zur Herstellung des Friedens und der Ordnung im Innern des Reichs.

Welch eine Fülle schöner Dichtungen von diesem einen Mann, neben dem unzählige andere wirkten, deren Lieder, nur von nächstem Interesse für ihre Zeit, uns nicht ebenso zahlreich erhalten sind; sie zeigten gewiß auch weniger hohe Kunst. Uns genügt Walthers als Typus des politischen Dichters jener Zeit.

Damit man aber den Glauben an die Wirkung solcher Sänger gewinne, erinnern wir nur an den Troubadour*) Bertran de Born (1145—1210), der durch seine Sirventes, Rüge- und Kriegslieber einen ungeheuren Einfluß auf die politischen Verhältnisse seiner Zeit ausübte. Ganze Provinzen, ja selbst des französischen Königs Söhne wiegelte dieser mit einem Liede auf, welches seine Sängerböten in den Landen verbreiteten. So groß war die Macht der Dichtersänger jener älteren Zeit, und man begreift, daß sie ein Faktor waren, mit dem gerechnet werden mußte, ihr Lob konnte ungemein viel nützen, ihr „Schelten“ ungemein verhängnisvoll für den Gescholtenen werden.

*) Die Troubadours, welche zum Theil mächtig auf unsere deutsche Dichtung einwirkten, waren die auch meist ritterlichen Sänger in Frankreich. Hingewiesen sei hier auf die verdienstvollen Werke von Diez: „Die Poesie der Troubadours“, Zwidan 1826 und „Leben und Werke der Troubadours“, ebenda 1829, welche obige Thatsache aufs Klarste beweisen.

Dichtersänger nannten wir diese Leute, denn sie verfertigten nicht nur den Text, „die Worte“, sondern auch die Melodie, „die Weise“ und waren somit die Hauptvertreter der hehren Kunst.

Nicht eigentlich Lieder, weil nicht gesungen, gehören aber doch auch hierher die „Sprüche“, längere oder kürzere, meist in fogen. Knüppelversen abgefaßte Gedichte, welche ihren Namen daher hatten, daß sie von Spruchsprachern, Wappendichtern, später Schnepferern oder, wie diese lebendigen Zeitungen jener Zeiten sonst hießen, gesprochen, zum Theil auch, wenn der Bote neuer Märe lesen konnte, gelesen wurden. Auch diese Boten waren fahrende wie die wandelnden Neuigkeitsrepertorien der Ritterzeit; viele dieser Sprüche schließen mit dem formelhaften Abschied „albe, ich var dahin“ oder „jez far ich von euch, dahin“. Sie „liefen“, wie der Kunstausdruck lautet, in allen Ländern herum; mit ihren Sprüchen, die meist ihre eignen Nachwerke waren; ein hörlustiges, neugieriges Publikum fanden sie ja überall, da das Leben damals bei weitem mehr ein öffentliches war, als das heutige. Die Lust und Freude an dem Hören solcher Vorträge und deren Eindruck war so gewaltig, daß Eichenloer in seiner Geschichte der Stadt Breslau, welche die Jahre 1440—79 umfaßt, bei Erwähnung eines 1457 erlassenen Rathsverbotes gegen die Schmähdichte der katholischen Geistlichkeit gegen Podiebrad bemerkt: „ie mehr und mehr erhuben sich neue Gesänge und Gedichte in den Kretschamhensern (Herbergen) und die Prediger waren dabei helfende, daß kein Ratman noch kein weiser Man darwider mehr helfen durfte.“ Die Freude des Singens und Sagens, sowie die Lust zum Zuhören ließ sich eben nicht austrotten. Ueber die weite Verbreitung solcher Berichte führen wir die Klage Schärtleins an: „Es haben die Grafen mich und die Meinigen schmählich mit Liedern und anderen Gedichten, mit Sprüchen und Schriften unter das Volk gebracht, auch vor die kaiserliche Majestät, vor Kur- und andere Fürsten, Grafen und Herren.“

In einem Spruche aus dem Jahre 1400 haben wir auch ein glänzendes Zeugniß, wie sehr diese Dichter und Spruchspracher sich als Träger der öffentlichen Meinung fühlten. Ihre Aufgabe als öffentliche Censoren und Sittenrichter, als Aufrechterhalter ehrlichen guten Brauches, als Kenner dessen, was ritterliche Sitte erheischt, ist ihnen vollkommen klar. Sie kannten die ritterlichen Gebräuche, das ganze ungeschriebene Gesetzbuch ritterlicher Zucht und Sitte und auch in ihrem Namen „Herold“*) klingt etwas davon nach. Doch zu unserem Spruche.

Im Mai 1400 war ein Fürstentag zu Frankfurt versammelt, auf dem es sich um die Absetzung König Wenzels als eines Entgliederers des Reiches handelte und wo bei einem dazwischen fallenden himmelschreienden Frevel der Erzbischof von Mainz die Hand im Spiele hatte, der überhaupt in jenen Wirren eine große Rolle spielte. Beim Wegreiten von der Fürstenversammlung war nämlich Herzog Friedrich von Braunschweig-Lüneburg im waldeschen Gebiete von Verkappten überfallen und erschlagen worden. Darüber verfaßte ein Dichter, der sich Königsberg nennt, einen Spruch, in dem er schildert, wie er fern von dem Treiben der unruhigen Welt „auf einem Anger wohlgethan“ (auf einem schönen Anger) spazieren ging und ihm ein außermaßen schönes Weib begegnete. Sie grüßte ihn zu seiner Bewunderung mit Nennung seines Namens und sagt ihm, sie sei auf Botschaft zu ihm gesandt, um seinen ritterlichen Dienst zu erbitten für sechs hehre Frauen. Sie sei Frau Gerechtigkeit genannt und werde mit ihren edlen Freundinnen Frau Ehre, Frau Treue, Frau Wahrheit, Frau Mäße**), Frau Tugend und Frau Keine Zucht so hart bedrängt, daß sie wohl die Flucht antzeigten müßten aus deutschen Landen. Ihre Feindin die Frau Schande habe jetzt da zu große Gewalt und nun solle er, der Dichter und Herold, der Träger der öffentlichen Meinung und Wahrer von echter Zucht und Sitte, der „zum Wappen geschworen habe“, seine Stimme erheben ob schnöden Rechts- und Friedensbruches, der an Herzog Friedrich begangen worden sei. Der Dichter antwortet: „er möchte der Rede erlassen sein“, er möchte sonst arg an seinem Leibe zerschlagen oder lebendig begraben werden, wenn er „zu viel Wahrheit sage“. Ein Stückchen mittelalterliche „Pressfreiheit“

*) Herold hängt zusammen mit Heraldik, was freilich jetzt bloß noch Wappentunde bedeutet, das Wort Herold aber greift tiefer und umfaßt die Kenntniß alles dessen, was einem Ritter, jenem deutschen Mannesideale ziemt; später verengt sich der Begriff Herold.

**) Die in allen Dingen das rechte Maß hält, Besonnenheit, entsprechend der Sophrosyne, einer der vier Haupttugenden der alten Griechen.

mit Gänsefüßchen! Man möchte gern genauere Zeugnisse für diesen Punkt haben! Vielleicht finden sich noch Belege für derartige Strafen an solchen, die „zu viel Wahrheit sagen!“ Unser wackerer Königsberg sagt es aber eben doch in seinem Spruch. Auf die Frage: was hat den Frevel gethan, läßt er Frau Gerechtigkeit antworten: „Von Menze (Mainz) Bischof Johann!“ Groß, kühn und edel waltet hier der Dichter seines Strafamtes! Die Gefahr, welche mit einer solchen schweren Beschuldigung gegen Mächtige allezeit verbunden war und noch ist, deutet er allerdings nochmals mit der zweifelnden Gegenfrage an Frau Wahrheit an: Was? der Mainzer „soll mit der Frau Schande getanzet han?“

„Diese Bosheit ist Geschicht“, d. i. Thatsache, wirklich geschehen, antwortet streng Frau Gerechtigkeit und erinnert ihn zum zweiten mal an seinen Schwur als Wappendichter und Herold. Er antwortete: „Ja ich habe es geschworen, wer da wohl thut, den setze ich fort (d. h. hinauf an die Ehrenplätze bei Tafel oder sonstwo) und wenn ich weiß ein Bößewicht, den setze ich bei kein' Guten nicht“. Dem folgt nun der erneute Auftrag, mit Wort, Lied und Spruch zu brandmarken die Mordbuben, die „han Frau Schanden Schwert so schändlich lassen schneiden.“ Folgen die Namen der heimtückischen Mörder. Die Fürsten, in deren Land der Frevel geschah, sollten dazu thun, daß die Unthat gerächt werde, sonst seien sie meineidig. Zum Schluß entgegnet der Dichter noch einmal:

Jungfrau das mögt ihr sa'n (sagen)
Damit ich sei unschuldig an (daran).

Ueber unjeren Königsberg schweigen die bis jetzt bekannten Quellen, freilich möchte man gern wissen, ob er von dem Priester der Religion der Liebe, dem Mainzer Bischof oder einem anderen der erlauchten Mordgesellen zu einem Opfer mittelalterlicher „Preßfreiheit“ auserkoren und in der von ihm selbst geschilderten Weise behandelt worden ist. Für gewiß läßt sich aber annehmen, daß diese furchtbare Anklage gewaltige Aufregung hervorgerufen und wie ein Lauffeuer durch die deutschen Gauen gegangen sein muß.

Aus einem Spruche Johann Schneiders für das Jahr 1492 ergibt sich auch, wie sehr man mit der öffentlichen Meinung, „der sechsten Großmacht“, wie Napoleon sie nannte, schon damals zu rechnen wußte, indem weltliche und geistliche Fürsten, mächtige Städte und andere politische Körperschaften solche Säger und Spruchsprecher zu gewinnen suchten, ja förmlich in ihrem Dienste anstellten. Schneider war nämlich zweimal in solcher Stellung, beim Herzog von Baiern und bei Kaiser Maximilian.

Und Stoff besonders zu ernsten Rüge- und Strafliedern bot jene Zeit übergenug.

Bei Tafel wurde von dem Herold einer symbolisch für unwürdig erklärt mit den anderen zusammenzufügen, indem das Stück Tafeltuch ausge schnitten ward, wo er saß, und an diesen Brauch anknüpfend, sagt ein Spruch:

Sollt man jez solch Bispel schneiden,
So mußte manches Tischuch leiden!

Mit dem allgemeinen Niedergang verfiel auch die Poesie, die Wappendichter und Spruchsprecher sanken immer tiefer herab und verloren immer mehr bei dem Wankendwerden alles sonst

in der sittlichen Welt Feststehenden ihren sittlichen Halt. Wohl merkt mancher, daß Ehre, Zucht und gute Sitte nirgend zu finden sei: der entfesselte Eigennutz, der Krieg aller gegen alle bemächtigte sich der ganzen Zeit und ließ sie nicht dazu kommen, die Welt organisch wieder aufzubauen und zu festigen. Schön spiegelt sich dies noch in einem Spruch, in welchem der „Bote“ bei den verschiedenen Ständen herumfragt, wo Frau Gerechtigkeit zu finden sei. Bei einer Frau aus dem Volke beginnt er seine Umfrage, die ihn an den Bauer verweist, der wieder an die Bürger, diese an den Juden, der an die Ritter, diese an den Kaiser, an den Papst, kurz an Pontius und Pilatus, bis er zu den Gelehrten kommt, die ihn zu den „Alten“, den Weisen schicken. Dort fragt er zuletzt an:

Ich habe gesucht viel vergangen Jahr,
Sind ich die Gerechtigkeit bei euch? sagt wahr.

und erhält die Antwort:

Geselle, da können wir nicht von sagen
Denn sie wird auf diesen Tag begraben.

Nach dem Verfall des Ritterthums bildete sich durch Eintritt der Städte eine neue Gesellschaftsgruppierung, aber die neugegliederte Gesellschaft konnte sich noch lange nicht zu einem ordentlichen Ganzen zusammenfinden. Geistliche Fürsten, Rebte, Bischöfe und weltliche Herren, Herzöge, Fürsten und reiche mächtige Ritter, freie Bauern, und jetzt neuerdings die Städter waren ebenso viele Parteien, die sich immer einander in den Haaren lagen; und der „Alteit Mehrer“ und Erhalter des Reiches, der jeweilige Kaiser spielte dabei nur die kläglichste Rolle. Auch die verschiedenen Berufsstände, meist in Zünften vereinigt, feindeten einander an. Oft nahmen auch fahrende Schüler, die Vorläufer unserer heutigen Studenten, mit Armbrüsten und Steinen bewaffnet, das von Dorfbewohnern und Städtern mit Gewalt, was man ihnen, wenn sie bettelten, nicht freiwillig gab. In Freiberg, Zwickau, Chemnitz und anderen Orten erhoben sich die Bergleute und andere Schichten des werktätigen Volkes gegen die „Schüler“ und sangen ihnen Neck- und Schandliedlein zu, so eines vom „Johannes im Korb“, welches 1510 und 1511 blutige Aufläufe und allgemeine Unruhe in einem großen Theil des heutigen Königreichs Sachsen hervorrief.

Die einzige Gewalt, die aus diesem Wirrwarr Nutzen zog, war die Souveränität der Landesherren, welche eifrig dafür sorgte, daß ja ein jeder auf seiner Scholle gehalten und ihm eingebildet würde: er sei die Welt. Die politische Kraft der Bürger ließ man nach diesem Grundsat dem alten römischen *divide et impera* (theile und herrsche) sich selbst aufreiben und verzehren in der erbärmlichen Tretmühle der Standes- und Zünftsinteressen; statt der Freiheit für alle gab man Sonderfreiheiten, Privilegien für einzelne Personen und Stände und verhinderte so ein Zusammenwachsen der verschiedenen Volkskräfte zu einer gebietenden Macht.

In diesem allgemeinen Drüber und Drunter konnte eine rechte echte politische Dichtung auch nicht gedeihen und erst die Reformation bringt die geistige Bewegung wieder in einen solchen Fluß, daß wirklich beachtenswerthe Dichtungen geschaffen werden, welche vom Geiste der öffentlichen Meinung durchweht und getragen sind, für deren echten Ausdruck gelten dürfen. (Schluß folgt.)

Das Dove'sche Drehungsgesetz der Winde.

Von A. W.

„Der Wind bläset wo er will und du hörest sein Säusen wohl, aber du weißt nicht von wannen er kommt, noch wohin er fährt“ sagt der Apostel Johannes. Jahrhunderte lang war dies der Standpunkt der Gebildeten und Ungebildeten, der Gelehrten und der großen Masse. Daß das Mittelalter sich nicht mit physikalischen und meteorologischen Untersuchungen abgab, war ebenso natürlich und erklärlich, als daß bei der gesammten geistigen und wissenschaftlichen Richtung des 16. und 17. Jahrhunderts — (trotz der bedeutenden Entdeckungen und Forschungen eines Kepler, Newton, Galilei, Toricelli, Guericke u. c.) — die biblische Ansicht als unumstößliche Wahrheit allgemeine Geltung behalten mußte. Erst als seit dem Ende des 18. Jahrhunderts die Forschung auf allen Gebieten der Naturwissenschaft vorherrschend wurde, kam man zu der Ueberzeugung, daß die Entstehung, Richtung und Verbreitung der Winde doch wohl bestimmten Gesetzen unterliegen müsse.

Die meteorologischen Beobachtungen (d. h. Beobachtungen in Bezug auf die Erscheinungen in der Atmosphäre — Luft und Witterung —) und Entdeckungen Franklins, Alexander v. Humboldt's, Leopold v. Buch's und anderer, durch deren Bemühungen seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts in ganz Europa, sowie in Amerika, ja selbst in Asien sog. meteorologische Stationen errichtet wurden, waren ein wesentlicher Fortschritt auf dem Wege zur Auffindung dieser Naturgesetze. Der Ruhm aber, das allgemeine Gesetz aus den unzähligen Beobachtungen herausgefunden und wissenschaftlich begründet, diese Niesenarbeit des Geistes vollbracht zu haben, gebührt allein dem vor wenigen Monaten erst verstorbenen Heinrich Wilhelm Dove, jenem Professor an der Berliner Universität, dessen Portrait die „Neue Welt“ in Nr. 32 des letzten Jahrgangs gebracht hat. Gleich jeder anderen Flüssigkeit hat auch die unsere Erde rings umgebende Luft — die nebenbei bemerkt

aus 20,8 Raumtheilen Sauerstoff und 79,2 Raumtheilen Stickstoff nebst 2—5 Zehntausendtheilen Kohlenäure besteht — das Bestreben, das in ihr durch irgend eine Ursache gestörte Gleichgewicht fortwährend wiederherzustellen, eine Eigenschaft, durch welche die in der Luft vorhandenen Strömungen hervorgerufen werden. Durch den Einfluß der Sonnenwärme dehnt sich die Luft aus und wird spezifisch leichter, sie steigt in die Höhe und bildet einen aufsteigenden Luftstrom; horizontal von der Seite her zufließende kältere Luft ersetzt die aufsteigende; letztere erkaltet in der Höhe wieder, wird dadurch schwerer und fließt nach den Gegenden, wo durch das Hinströmen nach der Wärmequelle gewissermaßen leere Räume entstanden sind.

Es erblickt daraus nicht nur, daß im allgemeinen Wärme und Kälte die Veranlassung zu jeder Luftströmung sind, sondern auch daß sich eine jede zuerst an der Stelle zeigt, an welcher das Gleichgewicht der Atmosphäre eine Störung erleidet, und daß sie sich von da rückwärts fortpflanzt. Ein Nordwind wird also früher in südlicheren Gegenden bemerkbar sein, als in nördlicheren. Man kann daher allgemein sagen: Jeder Wind hat seine Ursache vor sich, nicht hinter sich, oder ganz vulgär: jeder Wind wird gezogen, nicht geschoben. Nun wird selbstverständlich unter dem Äquator die Luft weit stärker erwärmt als nach den Polen hin, weshalb unter dem Äquator die warme, leichter gewordene Luft in die Höhe steigen, durch kältere von den Polen zufließende ersetzt werden, und in der Höhe erkaltet, wieder nach den Polen zurückströmen wird. Wir sehen daraus, daß, wenn die Erde im fortwährenden Zustande der Ruhe sich befindet und wenn nicht andere Einflüsse, z. B. die größere Erwärmung resp. raschere Abkühlung den großen Landmassen der Erde gegenüber den großen Wasserflächen und sonstige lokale Ursachen störend einwirken würden — wir im großen und ganzen nur nördliche und südliche Luftströmungen haben würden.

Wie entstehen nun die West- und Ost- Winde, sowie die betreffenden Uebergangsrichtungen?

Wenn eine Kugel um ihre Ase gedreht wird, so werden die einzelnen Punkte ihrer Oberfläche eine sehr verschiedene Geschwindigkeit haben, und zwar wird diese Geschwindigkeit am größten sein in der mittellsten Kreislinie der Kugeloberfläche von den Drehungspunkten an gerechnet, und wird nach diesen hin immer mehr an Geschwindigkeit abnehmen. Ganz so verhält es sich mit unserer Erde, die wir ohne Schaden im vorliegenden Falle als Kugel betrachten können. Denkt man sich parallel zum Äquator in regelmäßigen Zwischenräumen Kreise um die Erde beschrieben (sog. Parallelkreise), so wird deren Umfang, oder, was dasselbe ist, deren Halbmesser, immer kleiner werden, je mehr sie sich den Polen nähern. Da nun alle diese Kreise in der gleichen Zeit von 24 Stunden einen Umlauf vollenden, so werden natürlich auch die einzelnen Punkte der größeren Kreise, da sie einen längeren Weg zu durchlaufen haben als die der kleineren in derselben Zeit, eine weit größere Geschwindigkeit haben müssen, als die einzelnen Punkte der kleineren Parallelkreise. Die Umdrehungsgeschwindigkeiten der einzelnen Punkte der Erdoberfläche verhalten sich demgemäß zu einander wie die Kreise, die sie um die Erdachse beschreiben, oder aber: wie die Halbmesser der Parallelkreise, unter denen sie liegen; d. h. vom Äquator — dem größten Parallelkreise — nehmen sie verhältnißmäßig ab nach den Polen, wo die Geschwindigkeit am kleinsten oder gleich Null ist.

So lange nun die unsere Erde rings umgebende Luftmasse im Zustande der Ruhe ist, wird sie an der Drehungsgeschwindigkeit des Ortes der Erdoberfläche theilnehmen, über welchem sie

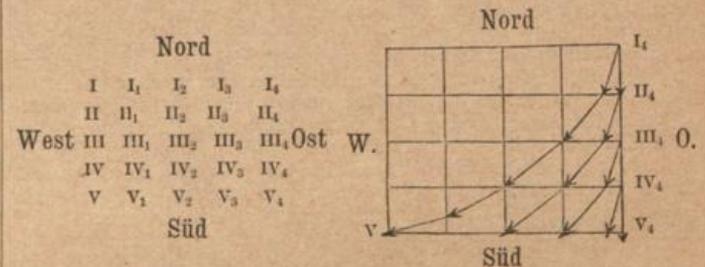
sich befindet. Wird daher aus irgend einer Ursache die Luft in der Richtung der Parallelkreise selbst strömen, so wird die Drehung der Erde auf die Strömung der Luft überhaupt keinen Einfluß äußern, weil die Punkte der Erdoberfläche, nach welchen der Luftstrom geht, genau die Geschwindigkeit haben als jene, von denen er herkommt.

Es verursacht aber, wie wir sahen, die Sonnenwärme ein fortwährendes Abfließen der Luft von den Polen nach dem Äquator und umgekehrt. Im ersteren Falle kommt diese von Orten, deren Rotationsgeschwindigkeit gering, nach solchen, wo sie viel bedeutender ist. Kommt also ein Luftstrom mit geringerer Geschwindigkeit von den Polen herabgefließen, so muß bei der Drehung der Erde von West nach Ost es uns scheinen, als ob derselbe uns aus östlicher Richtung entgegenkäme. Je weiter ein solcher Polarstrom nach niederen Breiten fortrückt, d. h. je weiter er in Gegenden eintritt, in denen die Drehungsgeschwindigkeit der Erde immer bedeutender wird, um so größer muß die Ablenkung des Luftstroms von der ursprünglichen (nord-südlichen) Richtung werden; mit anderen Worten: je größer der Unterschied in der geographischen Breite des Ortes, an welchem der Anfangspunkt des Luftstroms ist von dem Orte, an welchem er gerade bemerkt wird, um so bedeutender wird die Ablenkung sein.

Aus diesem allgemeinen Gesetze entstehen dann für die nördliche und südliche Halbkugel der Erde Bestimmungen, die wir nachstehend entwickeln wollen.

1. Polarströmungen.

1. Es sollen auf der nördlichen Erdhälfte von den Orten:



I—V unter demselben Meridian (den durch die Pole gehenden sog. Längerkreisen) liegen, I den nördlichsten, V den südlichsten bedeuten, I₁, I₂, I₃, I₄ unter demselben Parallelkreise, und I den westlichsten, I₄ den östlichsten vorstellen, und die zwischen I—I₄ und V—V₄ befindliche Luftmasse aus irgend einer Ursache nach Süden — d. h. vom Pole nach dem Äquator — in Bewegung gesetzt werden, so wird, wenn die von IV—IV₄ ausgegangene Luft noch ziemlich aus Norden in dem Parallelkreise V—V₄ ankommt, die von III—III₄ ausgegangene Luft in V—V₄ schon eine etwas östlichere Richtung, die von II—II₄ ausgegangene noch weiter nach Osten sich gedreht haben, und endlich die aus dem Parallelkreise I—I₄ kommende in V—V₄ vielleicht schon als reiner Ostwind anlangen, oder besser gesagt, uns so erscheinen. Für einen in V—V₄ befindlichen Beobachter wird also der Wind sich allmählich von Nord durch Nordost nach Ost gedreht haben und es entwickelt sich hieraus das Gesetz:

auf der nördlichen Halbkugel gehen Winde, welche als Nordwinde (Polarwinde) entstehen, bei ihrem allmählichen Vorrücken immer mehr in Ostwinde über.

(Schluß folgt.)

Hans Sachs war ein Schuhmacher und Poet dazu —

soviel weiß wohl jeder unserer Leser von dem wackeren Nürnberger, dessen Portrait unser Bild (S. 16) wiedergibt, wie es uns ein alter Holzschnitt überliefert hat. Aber — das ehrsame Schuhmacherhandwerk in Ehren! — es war nicht das Beste und Erste an ihm, dem „jünreichen Herrn Hans Sachs“, wie ihn einer seiner Schüler in Schusterei und Poeterei genannt hat, daß er treffliches Schuhwerk anfertigen konnte, vielmehr möchte es einem beinahe recht bellagenswert erscheinen, daß ein Mann wie dieser, ein Poet und Gelehrter von hohem natürlichen Beruf und entschiedenster Neigung, ein tüchtig Theil seiner Zeit auf dem Schusterschemmel in geistvoller Arbeit verbrachte hat. Aber, wenn man bedenkt, daß es gerade dieser stete unmittelbare Zusammenhang mit der kernhaften und zukunftsreichen Handwerkschaft seiner Zeit

war, der ihm das Verständniß des Volkslebens erschlossen und frisch erhalten, der allen seinen Dichtungen den vollen Hauch der Volkshümmlichkeit bewahrt und den freigeigen Born seines derben Humors unerschöpflich gespeist hat; wenn man ferner die wunderbare Fülle des von dem Schuster Hans Sachs dichterisch Geleisteten überblickt und die Trefflichkeit der meisten seiner Schöpfungen anzuerkennen sich gezwungen sieht, so wird man gestehen müssen, daß dieser poetischen Schöpferkraft der Handwerksbetrieb, wie er damals gepflogen ward, keinen wesentlichen Eintrag gethan haben kann. Ja, der Handwerksbetrieb von damals! Das deutsche Handwerk des 16. Jahrhunderts hatte noch goldenen Boden. Deutsches Städtewesen und Bürgerthum zog aus dem Verfall der Adelsmacht und Kaiserherrlichkeit reiche Nahrung und blühte jugendfrisch empor. Ein sich immer vielseitiger gestaltendes Geistesleben erwuchs aus dem fruchtbaren Boden der um die Mitte des voran-

gegangenen Jahrhunderts erfundenen Buchdruckerkunst und das wieder sich erschließende Verständniß für die Schriftwerke des klassischen Alterthums zeugte den Sinn für edlere Lebensgestaltung und den Drang nach freierer Geistesregung, als sie unter der weltlichen und geistlichen Doppelherrschaft oder Doppelpflichtung bis dahin sich hatte entfalten können. Es waren die Jahre, von denen der herrliche Ulrich von Hutten in freilich sich dennoch überstürzender Begeisterung ausrief: Es ist eine Lust jetzt zu leben. Aber sie wußten es nicht, daß sie sich täuschten in dem Vertrauen auf die Siegesmächtigkeit jenes geistigen Frühlingsewehens, das durch die Herzen und Köpfe des deutschen Volkes zog zu Anfang des 16. Jahrhunderts — sie, die deutschen Denker und Helden, wie Hutten, und die kernfesten Volksdichter, wie Hans Sachs; wie konnten sie auch ahnen, daß der Volksdrang nach Geistesfreiheit, der in Luthers kirchlicher Reformation seine Auferstehung feierte, in eben dieser Reformation für lange Zeit auch sein Grab finden sollte. Hans Sachs, welcher mit dem vielbekanntem Liebe von der „Wittenbergischen Nachtigall“ die dem Löwen, den Waldeseeln, Schweinen, Raben und Fröschen — d. i. dem Papst und seinen Getreuen — zu Nerger und Trost die fromme Heerde von dürrer Ader auf saftige Wiese lockt, den deutschen Reformator freundlich begrüßt hatte, sollte bald genug selber einsehen, daß es eitel Thorheit war, die Interessen einer Volksbewegung mit dem Eigennuß der Reichsfürstenschaft zu verschwistern. Und so lehrte er zwar seinen Poetenzorn schließlich gegen die hohen Häupter, auf welche die Reformation ihre Hoffnung gesetzt hatte, aber er wußte selbst, daß sein Gesang wohl Widerhall fand bei Seinesgleichen, aber da wo die Macht war, an den Höfen und in den Schlössern der Großen, wo dereinst der Dichter ein wohlgestütter und einflußreicher Gast gewesen, nimmermehr auf Beachtung zu rechnen hatte. Hans Sachs poetisches Talent ward so allerdings anfänglich gesponnt von dem großen geistigen Anlaufe, den seine Zeit nahm, dann aber wieder gezügelt und in enge Grenzen gebannt von den Schranken, welche eben diese Zeit stehen gelassen oder neu wieder aufgerichtet hat. — Am 5. November des Jahres 1594 ward dem Schneider Sachs zu Nürnberg der Sohn geboren, welchem er in der Taufe den Namen Hans gab. Von Kindheit an konnte der Vater mit dem aufgeweckten Jungen nichts Kleines vorgehabt haben, denn er schickte ihn mit dem siebenten Jahre in die Lateinschule und ließ ihn bis zu seinem fünfzehnten darin. Dann aber that er ihn zu einem Schuster in die Schusterlehre, gleichzeitig aber auch zu dem als Meisterjünger vielberühmten Leineweber Leonhard Nunnenbed in die Poetenschule. In den üblichen zwei Lehrjahren hatte Hans Sachs genug profitirt von dem ehrsamem Schuhmacherhandwerk und sicher auch von der Dichtkunst Meister Nunnenbeds, um sich als Schuster und Poet selbst durch die Welt zu helfen. Und so begab er sich denn flott auf die Wanderschaft, um Menschen und Länder, Welt und Leben kennen zu lernen.

(Schluß folgt.)

Der Zeustempel in Olympia in seiner ursprünglichen Gestalt.

(Bild S. 17). Der geistige Mittelpunkt der vielen Staaten, welche den „Geographischen Begriff“ Griechenlands darstellten, war Olympia. Ganz Elis, zu dem Olympia gehörte, galt für ein dem olympischen Gott geweihtes Land, dessen Grenze keine bewaffnete Schar überschreiten durfte. Erst durch Einsetzung dieses Bundesheiligtums lernten sich die verschiedenen Stämme der Hellenen (Griechen) als ein durch Sprache, Sitte, Religion und Kunst geeinigtes Volk fühlen. Olympia war keine Stadt, nur ein Tempelbezirk. Die Landschaft, welche denselben bildete, bestand aus zwei Theilen, der eine lag innerhalb, der andere außerhalb der Altis, d. h. dem Tempelhof des hellenischen Obergottes Zeus, den die Römer Jupiter nannten. Zu der Altis befand sich nur, was den Göttern gehörte; von einer hohen, angeblich von Herakles (Herkules) gegründeten Umfassungsmauer umgeben, zog sie sich am platanenreichen Ufer des Kladeos, eines Nebenflusses des Alpheios, hin. Durch ihr einziges Eingangsthor, das von einem Delbaum beschattet war, von dem man die Kränze abschneidet, mit welchem man die Sieger der von fünf zu fünf Jahren stattfindenden olympischen Spiele schmückte, betreten die Festzüge den geheiligten Boden. Da stellte sich dem Auge auf mächtigem Unterbau der Tempel des Zeus dar, mit seiner westlichen Front dem Eingang zugekehrt, wie ihn unser Bild darstellt. Dieses glänzend ausgestattete Nationalheiligtum war ein Werk des athenienischen Meisters Phidias. Im Einverständnis mit Phidias ordnete Pausanias den malarischen Schmuck und die Gewandung des Tempelbildes, füllten Alkmenes und Paionios die Giebelfelder mit Gestalten der Götter und Helden. Er selbst, der König der Kunst, widmete seine ganze Kraft und Erfahrung der höchsten Aufgabe seines Lebens, dem Nationalgott der Hellenen, dem Zeus, der im Innern des durch doppelte Säulenreihen in drei Schiffe getheilten Tempelraumes thronte. Die nackten Theile waren Eisenbein, die Bekleidung Gold, die Verzierungen aus den edelsten Stoffen, Gold, Silber und Edelsteinen ohne Zahl. Auf einem zwölf Fuß hohen, mit vergoldetem Gestell geschmückten Postament, die Füße von tanzenden Siegesgöttinnen umgeben, thronte der Welt Herrscher auf einem Sessel, den geflügelte Sphynxtrugen und die Gruppen der Horen (Stundengöttinnen) umschwebten; goldene Löwen trugen der Füße Schemel. Bei der Auffassung der majestätischen Stellung dieser achtundsechzig Fuß hohen Bildsäule schwebten dem Meister Phidias Homers Verse vor, in denen Zeus den Bitten der Thetis (Göttin der Gerechtigkeit) —

... „zuwinkte mit dunklen Brauen,

Und die ambrosischen Locken des Königs wallten nach vorne
Von dem unsterblichen Haupt; es bebten die Höh'n des Olympos.“
Der Zeustempel, wie ihn die Lezer der „M. W.“ auf unserem Bilde sehen, ist die Gipfelkrone der griechischen Baukunst, welche die künstlerische Form der indischen und chinesischen Bauten zum klaren, durchgebildeten Organismus entwickelte. Der Zeustempel bestand aus der rechtgedigen Zelle, in welcher das obenbeschriebene Götterbild aufgerichtet war, und aus einer offenen Vorhalle mit dorischer Säulenstellung. Schlicht und naturgemäß wußten die Griechen nicht nur an diesem Tempel, sondern an all ihren Bauten zwischen den architektonischen und bildnerischen Theilen das Verhältniß abzuwägen. Beide Theile dienten gegenseitig zur Ergänzung; die Architektur erschien als Träger des Bildwerths und dies als die Blüthe, die aus dem Stamme der Architektur empor sproßte.

„Nur einen Herrn kennt die Baukunst, das ist die Schönheit, die aus dem Bedürfniß entspringt. Sie artet aus, wo sie der Laune des Künstlers, mehr noch, wo sie mächtigen Kunstbeschützern gehorcht. Ihr stolzer Wille kann wohl ein Babylon, ein Persepolis, ein Palmyra aus der Sandwüste erheben, wo regelmäßige Straßen, meilenweite Plätze, prunkhafte Hallen und Paläste in trauriger Leere auf die Bevölkerung harren, die der Gewaltige nicht aus der Erde zu stampfen vermag — das organische Leben der griechischen Kunst ist nicht ihr Werk, es gedeiht nur auf dem Boden des Bedürfnisses und unter der Sonne der Freiheit.“ Nach diesen Worten des jüngst verstorbenen Architekten Semper wollen wir zur Erklärung des herrlichen Bildwerks an dem Zeustempel schreiten. Auf der Spitze des Giebels schwebte die Siegesgöttin Nike; auf beiden Giebelfeldern stand ein Preisgefäß. Zu den Füßen hing ein Schild, ein stolzes Siegeszeichen der Lacedämonier; den Architrav (das Stirnsfeld oberhalb der Säulen) bedeckte eine Reihe glänzender Schilder. Im Dreieck des Giebels aber füllte Zeus selbst den mittleren Raum. Rechts von ihm der alte pelasgische König Dinomoos mit seiner Gattin Sierope, der Atlasochter, dann das Biergespann des Königs, geführt vom Wagenlenker Myrtilos, von Dienern begleitet; als Abschluß im innern Winkel des Giebelfeldes der Flügeltott Kladeos. Zeus zur Linken standen Pelops und Hippodamia, ein Heroenpaar, dann des Pelops' Wagenlenker mit den dazu gehörenden Wärtern, und dort, wo das Giebeldach sich wieder senkt, schließt der Flügeltott Alpheios die Darstellung ab. Dieser Schmuck des Giebels drückt den Grundgedanken aus: das Auge des Zeus überwacht Kampf und Sieg der Wettspiele zu Olympia und die über ihm schwebende Siegesgöttin vertheilt die Preise an die glücklichen Sieger. Die Darstellungen des entgegengesetzten Giebels zeichneten die Anschauungen der damaligen Welt, nämlich den Gegensatz von Barbaren (Nichtgriechen) und Hellenen (Griechen) und zwar durch den Kampf der Lapithen gegen die Centauren.

Wie schon im Eingang bemerkt, war Olympia eine Stadt, bestehend aus lauter Tempeln. So schloß sich an den Tempel des Zeus eine Reihe anderer kunstvoller Bauten; mit ihm durch eine von Bildsäulen angefüllte Gasse verbunden zunächst das Heiligtum des Pelops, ein viereckiger, ummauerter Hof; dann der ebenfalls ummauerte, der Hippodamia geweihte Raum, daneben eine Statue des Zeus, umgeben von Gestalten griechischer und trojanischer Helden. Daran reihte sich der Tempel der Here, des Donnerers Gemahlin. Auch dieses Gebäude, im Hintergrunde unseres Bildes sichtbar, war von großer architektonischer Schönheit und diente zur Aufbewahrung von Alterthümern und kostbaren Geräthen. Die Erz- und Marmorstatuen an den vier Ecken des Zeustempels sind Weihgeschenke verschiedener Staaten, veranlaßt durch siegreich beendete Kriege oder glücklich abgewendete Elementarschäden. Im Hintergrunde unseres Bildes sieht man eine Bodenanschwellung, welche der Hügel des Kronos (der Gott der Zeit, Urvater Saturn) genannt wurde. Hier lagen im Halbkreis die Schatzhäuser der verschiedenen griechischen Städte. Eine Reihe von Zeusstatuen auf einer Terrasse aufgestellt, führte zum Stadium und Hippodrom, d. h. den Rennbahnen der Wettkämpfe. Außerhalb der Altismaner, unweit des heiligen Hains lag das Gymnasion, nicht zu verwechseln mit den Bildungsanstalten gleichen Namens unserer Zeit. Es war, was es wörtlich bedeutet, die Wohnung der nackt kämpfenden Athleten. Daran reihte sich das Heiligtum der Hestia, das Theater, der Tempel der Demos und auf dem Hügel des Kronostempels die Akropolis Olympias, wo in vorgezeichnetiger Zeit dem Saturn Menschenopfer gebracht wurden. Einen großartigen Aussichtspunkt gab es wohl in der ganzen Welt nicht. Man überseh von hier aus die große Zahl der herrlichen Bauwerke, die Professionsstraßen und Marktplätze. Die Straßen und Plätze aber waren von dichten Reihen der Siegerstatuen eingefast, deren der Schriftsteller Pausanias noch über 230 zählte, nachdem schon viele durch den verrückten Kaiser Nero umgestürzt waren.

Alle fünf Jahre entwickelte sich zu Olympia ein großartiges Fest, dessen friedlicher Charakter auf der ganzen Halbinsel, Hellas genannt, sich fühlbar machte. Laut uraltem Uebereinkommen zwischen Iphitos und Arkur herrschte für die Dauer des Festes „Gottesfrieden“ und die in viele Stamm- und Stadtgebiete zersiffene und in unaufhörlicher Befehdung sich erschöpfende Halbinsel konnte sich erholen und ihre Bewohner pilgerten schaarenweise zu den Wettspielen nach Olympia. Den siegreichen Kämpfern winkte der einfache Ehrenkranz (wie schon eingangs erzählt), der Ruhm und Preis der Mannestugend und der

sehlichste Wunsch aller Griechen, das stolze Recht auf Verherrlichung durch Aufrihtung einer Porträtkatue auf geweihtem Platz. Daraus erhellt man, daß der Götterkultus überall nur auf die Verherrlichung der Menschheit hinausläuft. Deshalb trägt die Nationalgöttheit den Nassenotypus der sie verehrenden Gläubigen. Daß auch die geistigen Eigenschaften der verschiedenen Götter national sind, ist selbstverständlich. Doch zurück zu unserm Feste, das alle fünf Jahre sämtliche Griechen leider nur auf fünf Tage zu Brüdern machte. Tausende von Zuschauern, aus den heterogensten Elementen zusammengewürfelt, Verbrecher für die Dauer des Festes mit freiem Geleit, hartnäckige Todfeinde friedlich nebeneinander, hartten, das Herz mit feierlicher Stimmung erfüllt, auf den Ausgang des Kampfes. Waren die Preise vertheilt und die fromme Menge verlaufen, so brach die alte Zwiertacht aus unter den Stämmen der Hellenen, die sie ins Verderben führte; Römer und Barbaren verwüsteten die heiligen Haine Olympias. Unter den Barbaren waren die Goten die schlimmsten, welche, um ihr Christenthum zu behändigen, mit frevelnder Hand die letzten Reste der Kunst-epoche der Menschheit vernichteten. Die Statuen, deren edle Formen für alle Zeiten Zeugniß ablegen von dem vollendeten Geschmac ihrer Erzeuger, der unerreichten Bildhauer Griechenlands, wurden von Christen und Mohamedanern auf Befehl ihrer Priester verstümmelt. Der Mensch überwitz und der Elemente Wuth schienen sich zum Verderben der herrlichen Schöpfung vereinigt zu haben. Der durch Regengüsse angeschwellte Fluß Alpheios überschwemmte die Ruinen und stürzte die Prachtbauten, welche der Menschenhand entgangen waren. Die letzten Ueberreste schienen verschwunden, denn die Lehmfluth des Kladeos und Alpheios überdeckte sie von Jahr zu Jahr immer höher mit Geröll. Im Jahre 1852 leitete Professor Curtius die Augen der Welt auf diese verborgenen Schätze. Doch erst nach 23 Jahren sollten sie ans Tageslicht gefördert werden. Im Jahre 1875 schickte das deutsche Reich den Entdecker von Olympia mit einer Kommission von Fachmännern nach Griechenland, um die verborgenen Kunstschätze zu heben. Gleich beim Eröffnen der Gräben an den Fronten des Zeustempels feierten einige der oben beschriebenen Siebelsfiguren nach jahrhundertlanger Ruhe ihre Auferstehung. Wie es sich gebührt, kam der Obergott oder wenigstens ein Theil von ihm zum Vorschein, dann fand man die geflügelte Siegesgöttin Nike, leider in zwei Theile getrennt, nebst Bruchstücken ihres Postaments, Theile einer liegenden Figur, wahrscheinlich einer der Flußgötter u. a. m. Freilich war in der Folge die Ausbeute weniger ergiebig, aber immerhin alle Erwartungen übertreffend. Künstler und Gelehrte werden noch Menschenalter hindurch die umerlöschliche Fundgrube der antiken Prachtepochen ausbeuten, aber der Vertrag des deutschen Reiches mit Griechenland bürdet dem ersteren alle Pflichten auf und verleiht dem letzteren alle Rechte. Als Lohn der großen Mühe und der beträchtlichen Kosten erhielt Deutschland das Recht: Gypsabgüsse von den gefundenen Sculpturen zu nehmen, die Sculpturen selbst bleiben in Griechenland, welches sie später an Frankreich oder England verkauft. Wem fällt da nicht die Geschichte von den heißen Kastanien ein!

Aus einem im Juli 1879 veröffentlichten Aufsatze des Professors Adler über die Ausgrabungen von Olympia erhellt man, daß bis jetzt an Alterthümern gefunden und inventarisiert worden sind: 1328 Stück Sculpturen, 7962 Stück Bronzen, 696 Inschriften, 2935 Münzen, 2004 Stück Terracotten und 105 Gegenstände aus Glas, Horn, Blei u. s. w. Es werden Jahrzehnte dahingehen, bis die Wissenschaft das neugewonnene Material bewältigt haben wird.

Dr. M. T.

Modethorheiten vergangener Jahrhunderte. I. Der Kobold Mode treibt nicht nur in der neueren Zeit sein allzu oft widerliches Wesen; er hat von Anbeginn seines Einflusses mit seinen Lannen den Leuten die Köpfe verdröht und ist bald als Ged flott und lächerlich einherstolziert, bald als ein die Freuden und Schätze der eiteln Welt verachtender Betrüder mit zu Boden gesenkten Augen dahingeschlichen. Versuche zu seiner Besserung sind schon oft gemacht worden, man hat ihm sogar manchmal recht übel mitgespielt. Bald verfolgte man ihn, wie es heute von Th. Bischer geschieht, mit dem rüchsischlosten Spott und der schärfsten Satire, bald donnerte man von den Kanzeln und in den von „Seelorgern“ verfaßten Flugschriften gegen den Modeteufel oder die gestrengen Behörden erließen ihre „Kleiderordnungen“ gegen sein üppiges Treiben. Da er jedoch das Kind von bestimmten herrschenden Sitten und Zuständen ist, so hatten die Moralspredigten u. dergl. auch nur dann Erfolg, wenn sie von Veränderungen und Verbesserungen dieser bestimmenden Verhältnisse begleitet waren. Wir haben übrigens keineswegs die Absicht, dem heutigen Modetreiben den Text zu lesen; es sollen nur einige Beispiele vorgeführt werden, daß die heute auf den Straßen parodirenden Narrheiten und Ueberspanntheiten bereits in früheren Zeiten ihre Vorläufer hatten. Da ist z. B. die Schleppe; wer wäre nicht wenigstens einmal in die unangenehme Lage gekommen, in einem unaufmerksamen Augenblick durch unbarmerziges Draufstreten sie zu vernichten oder doch zu beschädigen. Was hat man nicht in neuerer Zeit für Mühe, Tinte und Buchdrucker-schwärze darauf verwandt, um sie von der Straße zu verschleudern. Sie tritt bereits im 14. Jahrhundert auf; erregte jedoch in Deutschland erst die Aufmerksamkeit zu Anfang des fünfzehnten. Die erste Behörde, die sich mit ihr beschäftigte, war der münchener Rath; er bestimmte, sie

solle nur die Breite eines Fingers haben. Der Rath zu Ulm gestattete schon eine Viertelle und die Obrigkeit zu Modena erlaubte bereits eine ganze Elle. Doch war die letztere besonders streng in der Durchführung dieser Bestimmung und ließ ein darnach in Stein gehaltenes Modell öffentlich aufstellen, woran die verdächtigen Schleppen gemessen wurden. In Frankreich hatte sie bereits um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts eine so ausgebildete Gestalt angenommen, daß sie einer besonderen Person zum Tragen bedurfte. Es herrschte sogar die Mode, daß das lange Oberkleid unten an den Seiten gespalten war, und während das vordere lange Ende von der Dame auf dem Arme getragen wurde, trug das hintere Ende ein Diener. Ein Ritter, de la Tour, der sehr häufig gegen die Ausschreitungen der Mode zu Felde zog, sagt über die Frauen betreffs der Schleppe, „sie haben sich hinten beschmußt, gerade wie die Schafe die Schwänze“. Der Kurfürst Ernst und der Herzog Albrecht von Sachsen erlauben in ihrem Erlass von 1482 ordnungsmäßig den Ritterfrauen und Fräulein zwei volle Ellen.

Die Schleppe war im Lauf der Geschichte den verschiedensten Veränderungen unterworfen, aber behauptet hat sie sich bis heute. Wir haben selbst Gelegenheit gehabt, zu beobachten, wie sie ihre Gestalt bald nach dieser oder jener Richtung änderte und oft in der drolichsten Weise in die Erscheinung trat.

Auch andere heutzutage Mode gewordenen Unsitten, wie die über alle Gebühr enganliegenden Kleider und die übermäßige Entblößung, waren um diese Zeit bereits an der Tagesordnung; sie verschwanden auf kurze Zeit, tauchten wieder auf, um später anderen Platz zu machen, und spielen deshalb heute noch ihre Rolle. Trug damals eine Dame zu Hause nur ein einziges Kleid, so lag dies ganz eng am Körper an; ging sie zu Balle, oder zum Besuch u. dergl., so saß das Oberkleid eben so eng. Ueber die Enge der Kleider wird uns berichtet, daß die Dame nicht im Stande war, sich allein anzuziehen. Wir können heute Ähnliches erzählen. Soll doch eine bekannte Künstlerin, deren Körperformen nach der Breite hin die Grenze, die von den Anforderungen der Schönheit bestimmt werden, etwas stark überschritten hatten, zwei bis drei Personen gebrauchen, um die „Taille“ einigermaßen gefällig herzustellen. Das mag als Ausnahme gelten, aber es steht doch fest, daß im allgemeinen hier sehr viel gegen die menschliche Natur, Gesundheit u. s. w. gefündigt wird. In den Augen der Behörden des 14. und 15. Jahrhunderts war es die verlerzte Sittlichkeit, welche in erster Linie Abhilfe verlangte; daß die Gesundheit dieser noch voransteht, ja ihr zu Grunde liegt, kann man den Weisen jener Zeit nicht zu wissen zumuthen. Der Rath der Stadt Straßburg scheint es wenigstens geahnt zu haben, denn er schreibt in seiner Verordnung von 1370: „Hinjuro soll sich keine Frau mehr schürzen mit ihren Brüsten, weder mit Händen noch gebrisen (geschnürten) Röden, noch mit einem anderen Gefängniß.“ „Gefängniß“, das ist der bezeichnendste Ausdruck für diese Körperrepressuren; wie wenigen vom „schönen Geschlecht“ ist dies aber bewußt? — Aber auch die sich immer so vernünftig dünkende Männerwelt war damals schon nicht von diesen Unarten ausgeschlossen. So sagt uns ein damaliger, die Verhältnisse von Wien und Umgebung beschreibender Schriftsteller: „Wieder andere ließen sich die Kleider so eng machen, daß sie solche nicht anders als mit Hilfe anderer oder mittelst Auflösung einer Menge kleiner Köpfelein, womit die ganzen Aermel bis auf die Schultern, dann die Brust und der Bauch ganz besetzt waren, an- und ausziehen konnten. Andere trugen Kleider, die um den Hals soweit ausgeschnitten waren, daß man ihnen einen ziemlichen Theil von der Brust und dem Rücken sehen konnte.“ „Eplische aber,“ so schreibt ein anderer über die böhmischen Trachten im Jahre 1367, „und besonders diejenigen, so etwas vornehmer sein wollen, hatten an einem Kleid in die fünf, auch wol sechs Schoß Knöpfe und dermaßen eingepreßt, daß sie sich nicht bücken oder die Erden mit der Hand berühren mögen. Die Rittermägen ließen sich auf gemelden Röcklein über die Lenden von Tuch anderer Farben Sträme, gleich als Rittergürtel aufziehen. Eplische trugen auch auf der Brust mit Baumwollen gefüllte und ausgefüllte Brustläge, auf daß es ein Ansehen haben mußte, gleich als wenn der Mann so wol gebrüstet wäre, als eine Weibsperson, und pflegten also dieselben falschen Brüste und Bäuche gar sehr einzuschüren.“ Dies wird genügen, um das Fehlen von Vernunft und Sitte in den Kreisen der „Herren der Schöpfung“ von damals zu zeigen. Daß es heute damit nicht besser gestellt ist, dafür liefert uns manches Ebenbild des Schöpfers die hinlänglichsten Beweise.

Welche Rolle das heute so notwendige Requisit, Taschentuch genannt, spielte, sagt uns folgender Passus der Magdeburger Kleiderordnung von 1583. „Des Brädegammes und des Mannes Personen vom Geschlecht ere Schnüffeldöte schal eines über anderthalben Daier nicht werth seyn; der gemeinen Bürger einen halben Daier, und der Diensthöden einen halben Galden, by peen einer Ward. Dierst de Freuehengefingling von Silber und Golde schollen an den Schnüffeldöden gar verbaden syn, hü peen dryer Ward.“ Eine Dresdner Kleiderordnung (1595) verbietet den unteren Ständen mit Taschentüchern ein Hochzeitsgeschenk zu machen. Es wurde mit diesem Stück gleich in anderen Fällen ein großer Luxus getrieben; der Stoff war seine Leinwand, der Besatz bestand aus kostbaren Spitzen, auch hoble, durchbrochne Käthe saßten das Tuch ein und an den Ecken hingen kleine Quästchen. Stidereien von Gold und Silber, mit Perlen, Goldrofen

und anderen kostbaren Gegenständen dienten als Schmuck dieses Stückes. Es war für gewöhnlich weiß, doch waren auch farbige in Gebrauch.

Die im Jahre 1575 herausgekommene „Weiberzierung“ des Nestio giebt auch ein Rezept zur Bereitung von Wasser, „um Schnaupfächer darin zu beizen oder dunkel, welche das Angesicht schön weiß und wohlgeriecht machen, so man es damit abwischt oder abstreicht, und je daß man das Gesicht damit reibt, je schöner es wird. Diese Tücher währen sechs Monate lang.“ Die zu diesem, zur Erhaltung des Teints dienenden Wasser verwandten Stoffe waren: „Alaun, Malbasir, Borris, Gummi Tragand und Arabikum wird mit Quecksilbersublimat und Bleiweiß, Erklar, Terpentiu, Essig und Zuber getocht, auch Myrten, Kampfor, süßzig Schnecken, eine gerupfte feiste Henne, Pommeranzen, Zitronen und Zuckerkandel zugemischt.“ In dieses Wasser tauchte man die Tücher siebenmal, und „so du solches zum siebenten male gethan hast, seind sie recht zubereitet, köstlich und sürtrefflich für Königin und andere köstliche Weiber.“ Gelüstest da unsern hertigen Schönen nicht? Uns stehen noch eine Anzahl ähnlicher Rezepte zur Erhaltung der Schönheit zur Disposition, natürlich nur für alle diejenigen, welche die Regeln und Gesetze der Natur unter die auch heute üblichen Mittelchen der Charlanterie stellen. Eine berühmte Dame in der früheren Zeit hatte einst ihrem Geliebten in einem Jahre, bei einem einzigen Parfümeur eine Rechnung von 50,000 Thalern für dergleichen Schönheitsmittelchen gemacht. Soviel für heute. Fr. Nauert.

Der Alkohol. In dem großartigen Werke „Les Grandes Usines“ *) beschreibt Turcan die Getreidebrennerei von Maisons-Alfort und spricht bei dieser Gelegenheit seine Ansicht über den Alkohol im allgemeinen aus, über diese so viel verdammte und doch so nützliche Flüssigkeit. Turcan sagt: Mehr noch als der Tabak bildet der Alkohol das Thema von Moralpredigten. Allerdings besitzt der konzentrierte Alkohol die Eigenschaft, energisch Wasser anzuziehen, sodaß er für die Schleimhäute, die er berührt, gefährlich wird; er bringt ferner Eiweiß zum Gerinnen, er zerlegt gewisse organische Genebe, er verändert die Gehirnschicht. Aber andererseits ist zu beachten, daß er durch seine Bestandtheile, Kohlenstoff, Wasserstoff und Sauerstoff, ein mächtiges Hilfsmittel für Respiration und Wärmeerzeugung ist; davon machen Hygiene und Medizin Anwendung, wie er auch als Vehikel für aromatische Essenzen dient, die in manchen Fällen auf den Organismus einen so wohlthätigen Einfluß ausüben. Er ist für den Magen nicht direkt schädlich; in Flüssigkeiten, wie z. B. Absynth, enthält er einige Stoffe in Lösung, sodaß bei Wasserzugabe die Flüssigkeit trübe wird und einen Bodensatz bildet. Geniesene junge Leute häufig solche Liqueure, so wird die Magenschleimhaut angegriffen. Bei manchen Personen scheint Alkohol um so schneller auf den Kopf zu wirken, je verdünnter er ist. Bisweilen tritt schon nach einem einzigen Glase Grog Trunkenheit ein. Alkohol, wie auch viele andere pflanzliche und tierische Stoffe, die in den Körper eingeführt werden, darf nicht ohne Verständnis und gleichsam maschinenmäßig genossen werden, wie es die meisten Menschen thun. Das ist eine Lücke in der Erziehung. Vernünftige Vorträge über Ernährung und Nahrungsmittel sollten in jeder Schule eingeführt werden! Eine Menge anderer, weniger wichtiger Kenntnisse wird gebieterisch verlangt, aber den Lebenszufällen überläßt man die Wahl der Stoffe, welche unsern Körper und unser Gehirn ernähren sollen, die unser ganzes Wesen, unser Denken beeinflussen, uns zu gesunden Menschen machen sollen und in vielen Fällen nur schwächliche, hinfällige, leistungsunfähige Menschen bilden. Bei unserm jetzigen Kulturzustande haben wir den Instinkt verloren, der den Wilden leitet, uns kann nur ein beständiges Beachten unserer Bedürfnisse und der Berrichtungen unserer Organe richtig lenken. Verschiedene Klimate, verschiedene Temperamente verlangen verschiedene Ernährung. Der Lappländer und Eskimo genießen ohne Gefahr für ihre Gesundheit ein Kilogramm Fett und Thran; der Araber lebt von einigen Datteln. Für Leute, die sitzende Lebensart und Beschäftigung haben, führt ein Mißbrauch stickstoffhaltiger Nahrung zu Gicht, Harnsand, Blasenstein. Der Mißbrauch fetter Nahrung führt bei andern zur Bildung von Gallensteinen — alles ebenso tödtlich wie eine Alkoholvergiftung. Für gewisse Temperamente und Lebensgewohnheiten ist der Mißbrauch von Eiern, Fleisch, fetten Nahrungsmitteln ebenso gefährlich, wie ein Alkoholmißbrauch, aber die Wirkung ist weniger schnell, weniger zu Tage tretend, weniger beobachtet und studirt. Wir vertheidigen sicherlich den Alkoholisimus nicht, aber wir glauben, daß die meisten Krankheiten und Schwächen, die tödtlich sind für die Liebhaber des Kneipenlebens, ebenso oft herrühren von Nachwachen, Kaufereien, Unmäßigkeit und schlechter Ernährung als vom Alkohol selbst. Wir betrachten den Alkohol nicht als Gift, sondern als eine Art Nahrungsmittel, das um so werthvoller ist, als es in seiner Wirkung relativ unveränderlich ist. Dr. B. - R.

*) Erschienen bei Calmann-Lévy, Libraire-éditeur, rue Auber, 3, à Paris.

Gelehrte Bauern. „Bauern und Gelehrsamkeit, wie reimt sich das zusammen?“ höre ich meine Leser fragen. Besser als man für gewöhnlich annimmt. Ein stüchtiger Blick auf die Dichter und Denker aller Zeit belehrt uns, daß sich auffallend wenig Fachgelehrte darunter befinden. Der Erfinder der griechischen Buchstabenschrift war, um mit der Mythe zu beginnen, der Koch Kadmos, die Evangelisten waren sammt und sonders ehrsame Handwerker, der Erfinder der Tischenuhr ein nürnbergischer Weber und sein Landsmann, der Schuhmacher Hans Sachs ein trefflicher Dichter. Sein Berufsgenosse Jakob Böhme war ein bedeutender Philosoph und der Strumpfwirker Van den Vandel, ein Holländer, schrieb mehrere Tugend Tragödien in korrektem Latein. Der Schauspieler Shakespeare besuchte nicht einmal so viel Monate die Schule, als er herrliche Stücke schrieb und der Entdecker des Dampfes, James Watt, hat niemals einen naturwissenschaftlichen Kursus durchgemacht. Daß ein Mönch, Verthold Schwarz, das Schießpulver entdeckte, und daß ein Buchdrucker, Benjamin Franklin, den Blitzableiter erfand, spricht auch zu Gunsten der obigen Behauptung. Der Bergknappe Stephenson hat mit der Lokomotive ebensoviel zur Veränderung der Erdbahnen, wie der Musiker Herschel mit dem Teleskop zur Kenntniß der Himmelsbahnen beigetragen.

Aber geht zu unsern gelehrten Bauern, die desto mehr Anerkennung verdienen, je größere Hindernisse sich ihrer Ausbildung entgegenstellten. Wir nennen zuerst den Astronomen Christoph Arnold, welcher den 17. Dezember 1650 zu Sommerfeld bei Leipzig geboren wurde. Dieser schlichte Landmann zeigte eine große Neigung für Naturwissenschaften und erwarb sich besonders in der Sternkunde umfassende Kenntnisse. Er errichtete auf seinem eigenen Hause eine kleine Sternwarte. Dort beschrieb und beobachtete er den Lauf der Kometen vom Jahre 1683, 1686 und 1690. Sein Bildniß steht in der leipziger Rathsbibliothek und seine Manuskripte werden in der Universitätsbibliothek aufbewahrt.

Auf demselben Gebiete des Wissens zeichnete sich im verfloffenen Jahrhundert der Bauer Johann Georg Bahltsch aus, welcher zu Prohlis bei Dresden den 11. Juni 1723 geboren wurde. Ohne jeglichen Unterricht wußte er sich durch rastlosen Fleiß mathematische, astronomische und physikalische Kenntnisse anzueignen. Sein Haus barg, neben den Wirtschaftsgeschäften, mathematische Instrumente, eine gewählte Bibliothek und eine Naturaliensammlung. Diesem Mann, der bei seinen landwirtschaftlichen Arbeiten selbst Hand anlegte, verdanken die Naturforscher die Bekanntschaft eines neuen Planeten. Auch den Kometen von 1769 hat Bahltsch früher, als die meisten gelehrten Astronomen beobachtet. Mit seinem Freunde, dem berühmten Astronomen Herschel in Greenwich bei London, stand er im lebhaftesten Briefwechsel. Er starb 1788 und liegt in Leubnitz begraben.

Um die Dreizahl zu erfüllen, gedenken wir in der Kürze noch des wendischen Häuslers Johann Gelanski, welcher im Jahre 1767 zu Göddau bei Baudissa starb. Durch Selbstunterricht brachte er es so weit, daß er, wie sein Zeitgenosse Kardinal Mezzofanti, achtunddreißig Sprachen verstand. Sieben davon (die wendische, deutsche, böhmische, französische, italienische, lateinische und hebräische) las, schrieb und sprach er fertig.

Wenn man suchen wollte, so fände man auch in anderen Ländern Männer genug, die ohne die Treitmühle der zünftigen Gelehrsamkeit zu tiefer Einsicht der Naturgesetze gelangt sind. Dr. M. T.

Ursprung des Wortes „Holunde“. In einer Beschreibung der Belagerung von Wien durch die Türken im Jahre 1625, gedruckt 1693, befindet sich ein Verzeichniß der einzelnen Waffengattungen, aus denen das türkische Heer zusammengesetzt war, darunter ein Abschnitt „von den Holunden“, der also lautet: „In den Türkischen Feldzügen finden sich auch lose und verlorene Kotten von allerley Buben zusammen gesaufen, worunter die Holunden nicht die geringste zu achten; Sie sind gar übel ausgerüstet und mit schlechten Gewehr und Waffen versehen. Der Kaiser achtet ihnen auch wenig und brauchet sie anders nicht als zum Anlauffen und Stürmen der Städte und Bestungen, ob ihrer gleich viel Tausend im Laufe blieben und umbkommen also daß er oftmahls die Stadtgraben in den Belagerungen mit ihnen anzufüllen pfleget und den Janitscharen damit einen Paß zum Stürmen zu machen; So lange sie zu Felde dienen sol ein jeder täglich 3 Alpen zu verzehren; Hernacher ziehet ein jeder seinen weg und begeben sich auff das Rauben und Freybeuten und haben oft die Christen von diesem Gefindel das meiste zu leiden als welche sie vielmahls mit Verläumdungen und falschem Zeugniß umb Ehr und Guth Leib und Leben bringen; daher es auch kommen daß das Wort Holunde bei den Teutschen ein gar schimpfflich Wort worden.“

Dr. B. - R.

Inhalt. Dem Schicksal abgerungen, Novelle von Rudolph von B. . . . (Fortsetzung). — Das „Leben“ der Erde, von C. Fehleisen (Fortsetzung). — Das ältere deutsche Lied in seiner politischen Bedeutung; literarhistorische Skizze von M. Wittig (Fortsetzung). — Hans Sachs (mit Illustration). — Der Zeusstempel in Olympia in seiner ursprünglichen Gestalt (mit Illustration). — Modetheorien vergangener Jahrhunderte. — Der Alkohol. — Gelehrte Bauern. — Ursprung des Wortes „Holunde“.

Verantwortlicher Redakteur: Bruno Geiser in Leipzig (Südstraße 5). — Expedition: Färberstraße 12. II.

Druck und Verlag der Genossenschaftsbuchdruckerei in Leipzig.